Erzählungen

von

Heinrich Jung
genannt Stilling.

Zweites Bändchen.

Frankfurt und Leipzig,
1814.

Ursachen, die mir nicht unwichtig seyn können, bewegen mich, öffentlich zu erklären, daß diese Erzählungen nicht von meinem Freund, dem Herrn Geheimen Hofrath Jung, sondern von einer andern Person, jedoch nicht gegen seinen Willen, zu einem guten Zweck, herausgegeben worden seyen.

Karlsruhe im April 1814.

Johann Ludwig Ewald.

Verzeichniß der Erzählungen.

	Seite
1. Die Mineralogen	1
2. Maria	46
3. Eine außerordentliche Wirkung der Einbildungskraft	95
4. Die Königstochter	104
5. Der arme Leinweber	131
6. Leonhard und Bernhardine	141
7. Gotthard und seine Söhne	177
8. Theodor	191

Die Mineralogen.

Der thätige, vielumfassende Geschäftsmann, dem das allgemeine Beste am Herzen liegt — er bedarf eines einsamen Ruheplätzchens, wo er sich zuweilen erholt, und neue Kräfte zum Wirken sammelt. Für dieses Bedürfnis hatte der edle, in jedem Betracht vortreffliche Fürst von Tichertsheim sowohl in Ansehung seiner selbst, als auch seiner beiden Lieblinge — eigentlicher: seiner Freunde — gesorgt. Dies waren: der Geheime Staatsrath Theobald und der Generalsuperintendent Schönemann.

In einem anmuthigen, weiten und fruchtbaren Thale, welches von Mitternacht gegen Mittag hinstreicht, und von einem mäßigen Fluße durchschlängelt wird, liegt, ungefähr in der Mitte, und von einem großen Bogen des Stromes umarmt, die Haupt- und Residenzstadt Klarenborn. Wahrscheinlich gab ihr ein heller, mun-

terer Bach, der durch mehrere ihrer Gassen rauscht, diesen Namen.

Einige Stunden weiter hinauf, und gegen Norden zu, wird das Thal enger, hüglichter. Hier thürmt, an der Abendseite des Stroms, und auf einem hohen, schroffen Felsen die alte Burg Tichertsheim, das Stammhaus der fürstlichen Familie. Die Luft ist rein und gesund; die Aussicht unbeschreiblich schön. Die waldichten Hügel, die dazwischen hinstreichenden, fetten Wiesen, die fruchtbaren Aecker, die gut unterhaltenen Bauerwohnungen, welche allenthalben, und in malerischer Unordnung, halbgesehen, aus dichten Obstbaumgruppen hervorgucken, das Geklingel weidender, starkbeleibter Viehheerden — dies alles zusammen macht ein Ganzes aus, in dem es jedem ermüdeten, ruhesuchenden Herzen wohl werden muß; wenn es anders nicht wurmstichig ist, wenn es keine Nattern mit sich herumträgt, deren Nagen einem sogar den Himmel verleiden würde.

Mit dem Fürsten Christian Friedrich von Tichertsheim war das nun aber der Fall nicht. Denn der sorgte jeden Morgen, und beim ersten Erwachen, dafür, daß kein feindseliger Dämon sich in sein Innres hineinschlich; ihm, unvermerkt, in irgend einen Winkel Wurmsaamen streute. Am Abend musterte er die Geschäfte, die Handlungen des Tages. Für dasjenige, was nach den Gesetzen der Gottes- und

Menschenliebe die Probe hielt, dankte er dem Vater dort oben; was sie nicht hielt, das spornte ihn, muthiger zu kämpfen, und kam dann auf die Generalrechnung, welche der große, in unsern Zeiten so oft verkannte Bürge der Menschheit, wenn anders Redlichkeit uns dessen werth machte, gütevoll durchstreichen wird.

Mit sechs Rappen, oder Falben konnte der Fürst freilich den Felsen, den seine Väterburg krönte, nicht hinauffahren; aber darum hatte er sich doch kein Monbijou, kein Sanssouci, oder sonst etwas Französisches unten in der Ebene erbaut. Mit Weib und Kind, — denn so sagt man, wenn's zu Fuße geht; sonst heißt es Gemahlin und Prinzen — stieg er den schmalen, jähen Klippenpfad hinan. Eben so wenig war im Schloß auch nur ein einziges von den hundert Gemächern, die auf und ab, kreuz und quer, heraus und herein, so konterbunt durcheinander lagen, daß es selbst einem Newton schwer fallen würde, ihre eigentliche Lage, und ihre Verhältnisse zu einander heraus zu kalkuliren — mit einer Hautelisse, oder überhaupt mit irgend einer Tapete bekleidet. Nein! die weißgetünchten, oder mit schwarzgrauen eichenen Brettern getäfelten Wände hingen voll von den alten Familienporträten des fürstlichen Hauses; und die langen, schmalen Gänge strotzten von vielen dichten Hirschgeweihen und andern Jagdtrophäen, welche, in vorigen Jahrhunderten von den Helden des edlen

Waidwerkes zum ewigen Ruhm und Gedächtniß daselbst aufgestellt worden waren.

Das alles ließ Fürst Christian Friedrich gerade so, wie es von jeher gewesen war, und fleißig sorgte er dafür, daß es in demselben haltbaren Zustand bleiben möchte. „Es ist ein altgothisches Ganze,“ pflegte er zu sagen, „an dem alles zusammen paßt, und nichts geändert werden darf. Nur hier fühl' ich mich daheim, und als Kind im Hause. Unten, in Klarenborn, bin ich blos auf Kommission. Diese Ahnenluft stärkt; sie giebt Kraft und Richtung, Gutes zu wirken.“

Eine kleine Viertelstunde von Tichertsheim, oben am Ende eines engen Thälchens zwischen zwei mäßigen Hügeln an einer Waldecke — liegt ein schönes Landgut von mittler Größe, welches dem Geheimen Staatsrath Theobald gehört, und dem er den Namen Ruhedoch gegeben hat. Noch ein Viertelstündchen weiter, und etwas mehr nach Norden, hat auch der Generalsuperintendent Schönemann einen kleinen Landsitz, welcher der Vorhof heißt. Gewöhnlich verbrachten, in jüngeren Jahren, beide Ehrenmänner hier die Frühlingsferien.

Einsmals — es war ein heiterer Maimorgen — erwachte Theobald in seinem Ruhedoch früher als gewöhnlich: eine Stunde vor Sonnenaufgang. Die Nachtigall flötete im Gebüsch vor seinem Fenster; sie sang eine wahre Bravourarie. Dies machte ihn so munter, daß er nicht mehr im

Bett bleiben konnte. Auch seine Amalie erwachte, und hüpfte vom Lager. Er führte sie ans Klavier; sie akkompagnirten die Nachtigallen in einem Fruhpsalm. Die holde Gattin schlug einen Spaziergang ins Grüne vor; Theobald stimmte bei; und man warf sich in die Kleider. Unter den zartesten Ausdrücken des gegenseitigen Wohlwollens, unter den lebhaftesten Empfindungen der göttlichen Güte, — wandelte das edle Paar den Wald hinan, um auf einem steilen Felsengipfel den kühlen Kuß der Morgenröthe, den warmen Gruß der Himmelskönigin zu empfangen.

Verlohren in seligen Gefühlen, vergaßen die Guten sich selber, bis sie ein zottiger, freundlich um sie herum wandelnder Pudelhund aufmerksam machte. Kaum vermochte man seine röthliche Augen zwischen den weißen gekräuselten Locken zu entdecken; was man aber sah, war — Gutmüthigkeit. Jetzt lief er vorwärts, kam wieder und stand Schildwache; dann machte er einen Purzelbaum, legte sich nieder, sprang und schnappte nach einem Vogel, und das alles in einer Minute.

„Ein artiges liebenswürdiges Thier!" sagte Amalie. — Ja wohl, versetzte Theobald; es thut was es kann, um uns zu gefallen. Von den Hunden, und überhaupt von allen Thieren läßt sich vieles lernen, wenn man nur ihre Spra-

che studiert hat. — Amalie lächelte und erwiederte: „man versteht sie leicht, lieber Theobald; nur muß man in der Schule des Vaters aller Wesen sich einmal das A B C recht bekannt gemacht haben.“ — Du hast Popen's Gebet im Sinn; antwortete Theobald. Es ist sehr schön.

Instinktmäßig waren sie dem Hunde gefolgt, und fanden sich endlich an einem Orte, an den sie keineswegs gedacht hatten, nämlich am Mundloch eines alten Stollens, wo vormals Silbererze gegraben worden waren. Sie blieben am verwachsenen Eingange stehen; der Hund aber lief hinein, heulte, kam wieder, sah seine neuen Freunde flehentlich an, legte sich vor ihnen nieder, wimmerte, und lief dann aufs neue in den Stollen. Theobald wurde nachdenkend. „Amalie! fing er an; da geht etwas Besonderes vor. Ich muß die Sache prüfen; dem Hunde wenigstens einige Schritte folgen.“ — Es möchte aber gefährlich seyn, versetzte die sorgliche Gattin. Muß es jedoch geschehen; so begleit' ich dich. Theobald schritt voran; Amalie an seiner Hand hinter ihm. Kaum hatten sie hundert Schritte zurück gelegt, als sie, in dunkler Dämmerung, vor sich zween Männer hingestreckt sahen, und rechter Hand den Eingang zu einer Höhle oder alten Zeche gewahrten, aus welcher ein betäubender Duft heraus dünstete. Theobald bedachte sich nicht lang, denn er kannte

dies Uebel. Rasch faßte er den Ersten am Arm; Amalie half, und so brachten sie beide heraus, an die frische Luft. Durch Reiben, Waschen und andere Reizmittel kamen die Erstickten wieder zu sich selbst; doch waren sie so ermattet, daß sie nur langsam fortschleichen konnten. Theobald führte sie in sein Haus, und Amalie pflegte sie so gut, daß sie, in wenigen Tagen, vollkommen genasen.

Es waren zwei junge, reisende Mineralogen, welche Erzstufen, Versteinerungen, Steine und Erdarten, für ihre Kabinette sammelten. Dies hatte sie denn auch in das alte Bergwerk getrieben, wo sie aber ohne Theobald und seine Amalie, und vorab, ohne den Pudel, ihr Grab würden gefunden haben.

Die ungemeine Artigkeit, das gutmüthige Benehmen, und vorzüglich die ausgebreiteten Kenntnisse dieser Männer, von denen der eine Malinuti, der andere Güsenheim hieß, bewogen Theobalden und seine holde Gattin, sie zum Längerbleiben zu nöthigen. Gern weilten sie, so lang die Ferien dauerten. In dieser Zeit lernte Theobald vieles von ihnen, was ihm, in Ansehung des Berg- und Hüttenbetriebes, von großem Nutzen war. Und obgleich Freund Schönemann, in seiner Sphäre, gar nichts mit dergleichen Dingen zu thun hatte: so gefiel ihm doch dies Steckenpferd. Er hatte schon aus Büchern so viel gelernt, daß er ein Wörtchen

mitsprechen konnte, und da nun Theobald, von Zeit zu Zeit, mineralogische Wanderungen ins Land machte, so begleitete ihn Schönemann, so oft er Muse hatte. Beide sammelten sich, auf die Weise, recht artige Mineralienkabinette, welche freilich nur Einländisches enthielten.

Eine von diesen Wanderungen war besonders merkwürdig, und sie ist deshalb auch der Hauptgegenstand meiner Erzählung.

Gegen Nordwesten hin ist das Land voller Berge und Waldungen. Die Einwohner sind, wie das in solchen Gegenden gewöhnlich ist, zwar nicht so fein und gebildet, als auf dem flachen Lande, — dagegen aber sind sie bieder, redlich, von altem ächtem Schrot und Korn. Ihr Gewerbe besteht vorzüglich in der Viehzucht. Der Getraidebau ist gering, zur Nothdurft kaum hinreichend. Viel Geld wird dort auch nicht umgeschlagen; allein sie bedürfen deß auch wenig; besonders, da ihnen die fürstliche Kammer nicht mehr abfordert, als die Gegend und ihr Gewerb ertragen kann.

Theobald und Schönemann beschlossen diesen ganzen ansehnlichen Strich zu durchwandern. Sie beurlaubten sich auf mehrere Tage vom Fürsten und von Amalien. Um alles desto ruhiger und sorgenfreier untersuchen zu können, bestimmten sie ihre Rückkehr eigentlich nicht genau. Ich brauch' es wohl nicht erst zu erinnern, daß

sie die Reise zu Fuß machten: das versteht sich, bei ihrem Zwecke, wie mich dünkt, von selbst.

Die Ausflucht begann an einem Montag Morgen, früh um vier Uhr. Wenig bekümmerten sie sich um die Heerstraßen; sie folgten lediglich der Richtung gegen Nordwesten. Daher geriethen sie denn auch bald in einsame, bezaubernde Gegenden, in denen sie minutenlang verweilten, und sich an ihrem Anschauen weideten. Nicht lange, da zeigte ihnen die Natur, in düstern Hochwäldern, ein ernstes feierliches Gesicht; aber ihre Miene däuchte den Wanderern darum nicht drohend, sondern mütterlich-liebend, so wie das bei den Menschen immer der Fall ist, die mit dem Herrn der Natur in Friede leben.

Etwa drei Stunden Wegs mochten sie zurückgelegt haben, als sie auf einen Platz geriethen, der Alles übertraf, was sich ihren Augen bisher dargeboten hatte. Nicht die Weite, oder die Aussicht war es, die ihre Aufmerksamkeit an sich zog, und sie so ganz hinriß, nein! der eigene, und fast überirrdische Charakter der Gegend schien einen unsichtbaren Genius zu verrathen, der alles belebte, und dem reinen Gemüthe hohe Freuden und Heimathsfeier einflüsterte. Theobald und Schönemann waren keine Empfindler, aber diese Sprache verstanden sie vollkommen: denn es war ihre Muttersprache, welche sie noch nicht verlernt hatten. Unsre beiden Freunde fanden sich also wie daheim. Sie setzten sich, und ge-

nossen ein Seelenstärkendes Frühstück, unmittelbar aus der Hand der unentweihten Tochter ihres himmlischen Vaters.

Ich muß doch versuchen, meinen Lesern eine wenigstens erträgliche Schilderung dieses paradiesischen Orts zu entwerfen. — Der ganze Platz ist eine Ebene, die etwa drei Viertelstunden lang, und eine halbe Stunde breit seyn mag. Sie erstreckt sich von Morgen gegen Abend, und ist über und über mit dem schönsten und feinsten Rasen, wie mit einem grünen Sammet, bedeckt. Hin und wieder stehen Gruppen von Bäumen und Gesträuchen in der regelmäßigsten Unordnung, wie von Menschenhänden gepflanzt. Zwischen ihnen öffnen sich die mannigfaltigsten perspektivischen Aussichten. Besonders aber steht ein seltenes Gewächs in der Mitte, nämlich sieben Mannsdicke Maibuchen, die im Kreise, aus einer Wurzel hervorgesprossen sind. Sie bilden zwischen sich eine natürliche Laube, die wenige ihres Gleichen hat. Wilde Rosen und Geisblatt gucken aus allen Gruppen hervor, und erfüllen die Luft mit Wohlgeruch. Es däucht einem, als ob allenthalben unsichtbare Wesen im Dunkel der Gebüsche lauschten, und den Verehrer des Schöpfers anlächelten; oder, als wenn muntre Genien mit den hier wandelnden Menschen Versteken spielen wollten.

Nach Westen hin begränzt dieses Elisium ein dunkler Buchenwald, der sich, steil hinab, in ein

wildes Felsenthal senkt, und jenseits steigt dann wieder eine fruchtbare, mit Wäldern und Aeckern bedeckte Anhöhe hoch hinauf, die also gegen Abend den Horizont schließt. Nach Norden erhebt sich dieses Tempe plötzlich in einen felsigten Hügel, an dessen Fuß sich eine natürliche Grotte bildet, aus welcher eine Silberquelle hervorrieselt, deren Bächlein sich auf den Rasen verliert, und ihn mütterlich tränkt. Auch dieser Hügel ist mit einzelnem Gesträuche besetzt, und oben auf der Spitze befindet sich eine knorrigte Wintereiche, unter deren Schatten man auf einem Felsensitze ausruhen, den ganzen Naturgarten übersehen, und dann seine Augen an der fernen Aussicht gegen Süden weiden kann. Im Morgen endlich schlängelt sich ein enges, waldumgränztes Wiesenthal hinab, und im Hintergrunde wird die Landschaft durch einen zuckerhutförmigen holzreichen Berg geschlossen.

Hier spazierten unsre Freunde eine Weile umher; es wurde ihnen so wohl, als ob sie in Edens Gefilden lustwandelten. Sie sprachen wenig, aber jedes ihrer Worte war Dank und Anbetung. Sodann stiegen sie auch auf den nördlichen Hügel, und setzten sich unter den alten Eichbaum, wo den guten S c h ö n e m a n n — Siona anhauchte: Er nahm Taschenbuch und Bleifeder und schrieb:

Anbetung Dir! — Dir ew'ge Güte!
Der wahren Schönheit Vater, Dir!

Hier schwingt sich dankend mein Gemüthe
 Mit Macht empor, hier fehlt es mir
Am Ausdruck, Deine Huld zu preisen;
 Kein Seraph singt nach Würden sie,
Ihr tönt, in allen Himmelskreisen
 Des Harfendonners Harmonie.

Hier strömen Funken aus dem Feuer
 Des unerschaffnen Urlichts her;
Hier scheint die ganze Schöpfung neuer,
 Als ob man noch in Eden wär;
Hier glänzt der hohe Himmel blauer,
 Als drunten in der Dämmerung,
Der hohen Ahnung dunkle Schauer
 Ergreifen zur Begeisterung.

Hier schmettern nimmer Mordgewehre!
 Kein Plätzchen werd' vom Blute roth!
Und wenn's von einem Würmchen wäre;
 Im Paradies giebts keinen Tod.
Durch keine Art werd' hier entweihet
 Der Haine stilles Heiligthum!
Und jedes Blümchen sey befreiet;
 Nicht eines komm' durch Pflücken um!

Des blauen Aethers kühles Fächeln
 Fleucht von dem hohen Lichtquell her:
Der Morgenröthe holdes Lächeln
 Erheitert Himmel, Land und Meer.
Doch hier nur küßt, in hehrer Feier,
 Der Himmel seine Braut, Natur;
Und hier entlockt er kühn und freier,
 Die holden Kinder ihrer Flur.

Dies sollte nicht den Geist beflügeln
 Zum Aufschwung bis zum Thron des Lichts?

Hier sollte mich die Trägheit zügeln?
Entsteig der Last des Staubgewichts,
Du ew'ger Funke! — meine Seele!
Schweb' Lerchen gleich — zur Sonne hin
Im Hallelujah! — und erzähle
Dem Himmelsheer, wie froh ich bin!

In diesem hehren Tempel feiern
Natur und wir ein heilig Fest;
Versöhner! — Siehe wir erneuern
Den hohen Bund, daß wir den Rest
Der Lebenszeit Dir ganz zu weihen
Mit festem Muth entschlossen stehn,
Bis in der Palmenträger Reihen
Wir jubelnd einst Dein Antlitz sehn!

Theobald und Schönemann sangen dies Lied unter der Eiche, aus voller Brust, und zwar nach der bekannten Hillerschen Melodie: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte! Mit den letzten Worten standen sie auf, reichten sich die Hände, und sanken dann einer in des andern Umarmung. — —

Sie wandten sich westwärts, gegen den Wald, durch welchen der Holzweg führte. Sie folgten demselben schief abwärts. Er schlängelte sich in das dunkle, enge Felsenthal.

Kaum mochten sie hundert Schritte zurückgelegt haben, als sie auf einen steinalten Greis trafen, der am Wege auf einem Stumpfen saß, und einen Bündel Zündschwamm neben sich liegen hatte. Es war ein langer ansehnlicher

Mann mit einer Glatze und schneeweißem Haar. Sein ganzer Anzug verrieth tiefe, aber reinliche Armuth. Der Greis stand mühsam auf als er sie erblickte; nahm seinen Hut ab, und sagte mit hohler heiserer Stimme: Gott gebe ihnen einen guten Morgen, meine Herren!

Theob. Euch auch, Vater! — Der Weg ist steil, und Ihr scheint mir engbrüstig zu seyn?

Der Alte. Mein ganzer Lebensweg war steil; indessen bin ich nun bald oben.

Theob. Das mag wohl wahr seyn. — Laßt euch doch nieder, und setzt euern Hut auf! Es ist kühl!

Der Alte. Wenn Sie's erlauben? —

Unsere Reisende griffen nach ihren Börsen um ihm etwas zu geben.

Der Alte. Verschonen Sie mich, meine Herrn! — Allmosen hab' ich bis dahin nicht genommen; wollen Sie mir aber ein Bündlein Schwamm abkaufen? — Es versteht sich, wenn Sie ihn brauchen. — Damit ernähr' ich mich.

Theob. Wir rauchen beide zu Zeiten eine Pfeife Tabak, und wenn euer Schwamm gut ist, so kann jeder von uns ein Bündlein brauchen.

Der Alte. Gut ist er! — ich suche und bereite ihn selbst. Sie können ihn ja leicht probiren, wenn Sie Stahl und Stein bei sich haben.

Theob. Das ist nicht nöthig! Wir glauben Euch. Wo seyd Ihr her?

Der Alte. Das ist eine schwere Aufgabe. Hätten Sie gefragt, wo ich hin wollte? Das hätt' ich besser beantworten können.

Theobald und Schönemann sahen sich bedeutend an. Der Greis hatte etwas Geheim-anziehendes. Sie setzten sich ihm gegenüber, und fragten im sanftesten Tone: Habt Ihr Zeit, Vater?

Der Alte. O ja! ich versäume nichts — wenn ich heut' nur so viel verdiene, daß ich künftige Nacht Nahrung und Obdach finde.

Schönem. Dafür wollen wir schon sorgen. Habt ihr denn Niemand, der Euch in Eurem Alter verpflegt?

Der Alte. Nein! nun nicht mehr. — Ich bin einsam — bis ich meine Theuern Alle bald in der großen Heimath wieder finde. Ich weiß es, dort sind sie Alle.

Schönem. Lieber Freund! erzählt uns doch Eure Geschichte! Es ist kein unedler Vorwitz, der uns dies wünschen läßt. — Wir möchten Euch gern näher kennen lernen.

Der Alte. Das ist keine angenehme Arbeit. — Indessen — auch ich fühle hohes Zutrauen zu Ihnen, und lasse michs gern etwas kosten, Ihnen gefällig zu seyn.

Mein Name ist Dumand. Mein Vater war ein Kaufmann in der Normandie, und wur-

de unter Ludwig dem Vierzehnten der Religion willen, mit Zurücklassung seines ganzen Vermögens, des Landes verwiesen. Mit Frau und sechs kleinen Kindern wanderte er also aus, ohne zu wissen, wohin? und — woher er Brod schaffen sollte? Allein er traute Gott, und verließ sich ganz auf dessen väterliche Hülfe. Seine erste Zuflucht nahm er nach Holland, wo Kaufleute ihm die Hand boten, denen er dafür auf dem Comtoir diente. Meine Mutter suchte, an ihrer Seite, durch feine Näherei und durch Waschen etwas zu erwerben. Auf diese Weise konnten meine Eltern, bei gehöriger Sparsamkeit, ordentlich leben.

Es vergingen sechs Jahre, bis 1700, da ich geboren ward. — Jetzt schien es, als wenn mein Vater vollends den ganzen Jammerkelch der Trübsale bis auf die Hefen austrinken sollte: denn — meine Mutter starb in den Wochen, und hinterließ unsrer sieben Kinder, von denen das älteste kaum sechszehn Jahre zählte. Ich wurde mit Milch und Wasser geträhkt, war oft dem Tode nah, und kam doch immer wieder zurecht. Denn es war der Wille des Allmächtigen, mich zu hohen Proben aufzubewahren. In der nämlichen Zeit fallirte auch das Comtoir, auf dem mein Vater arbeitete. Er kam dadurch in die mißlichste Lage, weil gerade niemand zu finden war, der seiner Dienste bedurfte.

Unter diesen Umständen beschloß er nach Amerika zu gehen, und dort sein Glück zu versuchen. Er verkaufte alles, was er entbehren konnte, um Reisegeld zu bekommen, und begab sich im Jahr 1701 auf ein Schiff, das nach Pensylvanien segelte. Nach einer der schrecklichsten Seereisen kam das Schiff endlich in Dalaware, bei der, damals erst entstehenden Stadt Philadelphia an; und die Vorsehung sorgte dafür, daß mein Vater mit seinen sieben Kindern schnell ein Unterkommen fand. War es gleich kümmerlich, so reichte es doch hin, um ohne eigentlichen Mangel zu leben.

Endlich gelang es ihm, eine Pflanzung zu erhalten, wozu ihm ein reicher Quacker behülflich war. Er zog also einige hundert englische Meilen nordwärts von Philadelphia, und fing dort, in der Entfernung von allen Menschen, wieder seine eigene Haushaltung an. Die nächste Familie, eine deutsche, aus dem Würtembergischen, wohnte etwa zehn Stunden von uns entlegen. Mit diesen Leuten hatten wir, von Zeit zu Zeit, Umgang, so viel als es die Verschiedenheit der Sprache zuließ. Hier fängt nun auch mein Erinnerungsvermögen an, und mein frühester Gedanke ist ein schrecklicher Abend, an welchem einige Wilde in unser Haus stürmten, und uns alle umbringen wollten; aber, durch eine besondere göttliche Fügung kamen uns einige englische Solda-

ten zu Hülfe, und retteten uns aus ihren blutigen Händen.

Uebrigens lebten wir in unserer Einöde sehr zufrieden. Meine älteste Schwester, die mir an Mutterstelle war, versah das Weibliche in der Haushaltung, und die Andern halfen dem Vater im Felde.

O! es war eine selige Zeit — es war uns oft, als wenn Engel Gottes um uns her schwebten, und sich über uns freuten. Denn — mein Vater war ein wirklich frommer, ein erleuchteter Mann. Er hielt, regelmäßig, alle Sonntage Gottesdienst mit uns; er erklärte uns die Bibel, und unterrichtete uns, nach derselben, in der Religion; dann aber auch dergestalt im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Geographie, Geschichte u. s. w. daß wir gewiß keinen Bürgerkindern, in irgend einer europäischen Stadt, etwas nachgaben.

Dies patriarchalische Leben währte bis 1712. In diesem Jahr wurden wir mit einer pestartigen Krankheit befallen, die wir vermuthlich von spanischen Landstreichern aus Florida, die bei uns starben, gefangen hatten. Wir Kinder lagen alle schwer darnieder, und die fünf mittelsten entschliefen nacheinander, innerhalb vierzehn Tagen.

Meine älteste Schwester aber und ich, wir kamen davon. Allein jetzt legte sich auch unser Vater; wir beiden Kinder glaubten zu versinken, als wir sahen, daß es mit ihm zu Ende ging.

Er tröstete uns indeß sehr freudig, und befahl uns, ihn bei seinen Kindern zu begraben; dann nach Philadelphia, zu dem vorhin gedachten Quacker, zu gehen, der uns weiter rathen würde, was wir thun sollten.

Wir pflegten den theuern lieben Vater, so gut wir konnten, er starb ruhig in unsern Armen, und unter Strömen von Thränen, die wir über ihn hinweinten. Die wenigen Tage, von seinem Tode bis zu seinem Begräbniß, waren die traurigsten meines Lebens, so schreckliche Perioden ich auch nachher durchkämpfen mußte. Da wir beide nicht im Stande waren, die Leiche unsers Vaters an den Ort ihrer Ruhe zu bringen; so mußte ich zu der würtembergischen Familie reisen, von welcher einige Glieder mit mir gingen, und uns das traurige Geschäft verrichten halfen. Ich, und meine Schwester nahmen nun das Nöthigste, was wir brauchten, zu uns; schlossen das Haus ab, und wanderten sodann mit den Würtembergern, welche uns einen Boten verschafften, der uns nach Philadelphia begleitete.

Meine Herrn! das Erzählen macht mich müde, ich fasse mich also kürzer. Wir verkauften unsre Plantage; meine Schwester heurathete in Philadelphia und starb im ersten Wochenbette. Ich kam nach Boston auf ein Comtoir, wo ich, bis in mein zwei und zwanzigstes Jahr, unter den besten Menschen die glücklichsten Tage verlebte. Nun sollte ich eine Handelsreise nach England

machen. Ich ging zu Schiff; wurde von einem saleer Korsaren gefangen, und erduldete fünf Jahre lang die Leiden der schrecklichsten Sklaverei, weil mein Herr ein wüthender Satan, und kein Mensch war. Ich schrieb nach Boston, und bat um Loskaufung, aber ich bekam keine Antwort. Die Briefe waren verlohren gegangen. Meine Rettung blieb deswegen nicht aus. Unter meinen Mitgefangenen befand sich ein eben so frommer, als edler deutscher Kaufmann, der mich außerordentlich lieb gewann, mich mit sich loskaufte, und mit in seine Heimath nahm. Seine einzige Tochter ward, in der Folge, mein Weib, er nahm mich in Kompagnie, und so handelten wir viele Jahre mit abwechselndem Glücke fort. Endlich starb er, und ich führte nun die Geschäfte allein. Von jetzt an verfolgte mich aber Trübsal und Unglück von allen Seiten. Mehrere große Unternehmungen schlugen fehl; Frau und Kinder starben mir alle weg, bis auf meine jüngste Tochter, die mir im sechsundfünfzigsten Jahr meines Alters gebohren wurde. Ich befriedigte meine Gläubiger, so gut und redlich, als ich es vermochte; behielt aber nichts mehr als ein ruhiges Gewissen, mich selbst und mein Kind. Weder Leichtsinn, noch Verschwendung, sondern allein der unerforschliche Rath Gottes ist Ursach von meinen Widerwärtigkeiten.

Theob. Sie haben viel erfahren, Herr Dumond! — Sie gehören unter die Zahl derer,

von denen es einst heißen wird, daß sie aus großer Trübsal kamen. Sie sagten aber vorhin, Sie wären einsam, und nun hören wir gleichwohl, daß sie noch eine Tochter haben? —

Dumond seufzte tief, und antwortete: „ich hab' sie, und bin doch einsam. Die Sache hängt so zusammen; als ich von Allem entblößt war, da mochte ich in V... nicht mehr bleiben. Ich ging also mit meiner Tochter hieher, auf ein Dorf, dessen Pfarrer mein vieljähriger, sehr guter Freund ist. Dieser wahrhaft apostolische Mann ist mir bis dahin alles gewesen, was ein Mensch dem andern nur seyn kann. Da er aber das Unglück hatte, daß seine Frau, vor vier Jahren, von der Gicht ganz kontrakt wurde; so hielt ichs für Pflicht, da er keine Kinder, ein mühseliges schweres Amt hat, und selbst arm ist, ihm meine Tochter zu überlassen, die ihm in seinem hohen Alter aufwartet, und seine Frau wie ein Schooßkind hebt, stützt und pflegt. Aber, ach Gott! wär' das arme Kind nur nicht selbst unglücklich! —

Schönem. Wie so? was fehlt ihr denn?

Der Alte. Darüber trag' ich Bedenken mich vollständig zu erklären. Sie sah einen Mann an ehrwürdiger Stelle, und in einem heiligen Geschäfte. Er machte auf ihr zartes, tieffühlendes Herz einen so gewaltigen Eindruck, daß sie, seitdem, von innern Leiden gleichsam verzehrt wird, und keine frohe Stunde mehr hat. Gott

erbarme sich ihrer! — Sie ist ein sehr gutes Mädchen; aber ich fürchte, sie wird dem schweren Kampfe unterliegen.

Schönem. Wie heißt der Pfarrer, bei dem Ihre Tochter ist, und wo wohnt er?

Der Alte. Ein Stündchen von hier, da hinter dem Berge; er heißt Walther, und das Dorf Bornhofen.

Schönem. Der Ort ist Ellerthalisch, und ich hab' sehr viel Gutes vom Pfarrer Walther gehört. Ich möcht' ihn besuchen.

Theob. Der Zweck unserer Reise leidet nicht darunter. Wir wollen hingehn. Herr Dumond begleitet uns wohl? Wir wollen ihm ein gutes Botenlohn geben, und langsam fort wandern, damit er weg kann.

Der Alte. Von Herzen gern! — Wünschen Sie unbekannt zu bleiben, oder darf ich wissen, wer Sie sind?

Schönem. Dieser Herr ist der Geheime Staatsrath Theobald, und ich bin der Superintendent Schönemann, beide von Klarenborn.

Dumond ward heftig erschüttert; die fast vertrockneten Thränenquellen netzten noch einmal seine Augen, er strebte empor — Nein! — Nein! fing er mit zagender Stimme an: Nein! Sie dürfen nicht zum Pfarrer nach Bornhofen gehn! — Dies unerwartete Betragen versetzte unsere beiden Wanderer in tiefes Staunen. — Wie

aus einem Munde riefen sie: Großer Gott! was ist das? — Warum nicht?

Ganz ermattet sank der Alte wieder auf seinen Sitz zurück, schüttelte den Kopf und erwiederte: — Das! — das! kann ich nicht sagen! — Theobald und Schönemann geriethen in eine peinliche Lage. Sie redeten indeß dem Greise so lange zu, bis er ihnen endlich das Geheimniß entdeckte.

Nun so sey's denn! fing er an. Du großer Vater im Himmel wirst es lenken! — Meine arme Eleonore war vor zwei Jahren zu Klarenborn — in der Kirche — und — ach Gott! verzeihen Sie, meine Herrn! das arme Mädchen hörte und sah den — Herrn Generalsuperintendenten. — — Jetzt wissen Sie Alles!!! —

Schönemann prallte zurück, rang die Hände; Thränen quollen aus seinen Augen. Endlich erholte er sich, trat zum Greise, drückte ihm die Hand, und sagte gerührt und mit sanfter Stimme: Vater Dumond! jetzt erst ists meine höchste Pflicht nach Bornhofen zu gehn, um Ihre Tochter zu beruhigen.

Dumond stand stark auf; trat vor Schönemann hin, und sprach fest und männlich: Ehrwürdiger Mann! das ist keine Kleinigkeit. — Es giebt nur ein Mittel zu ihrer Beruhigung; handeln Sie weise! — Ich bin Vater — gebückt unter der Last der Leiden; nur noch ein leiser Stoß, so fällt die morsche Hütte zusammen: und ich möchte um vieles nicht, daß Sie das Werk-

zeug dazu wären. Ueberlegen Sie wohl, was Sie thun! — Ich kenne Sie nicht. — Nehmen Sie mir meine, vielleicht übertriebene Sorge nicht übel! —

Schönem. Sie haben Recht, so zu reden. — Aber lassen Sie mich jetzt nur machen! Ich versichere es Ihnen, ich werde wenigstens Ihre und Ihrer Tochter Leiden nicht vermehren, sondern, wenn es der Wille Gottes ist, sie vermindern. Kommen Sie nun, und führen Sie uns nach Bornhofen! — Dumond nahm seine Sachen zu sich, und machte sich mit ihnen auf den Weg. Der Alte ging voran, dann folgte Theobald, und Schönemann schlich, in tiefen Gedanken, hinten nach, welches denn auch ganz und gar kein Wunder war. Die andern Beiden hatten eben so wenig Lust viel zu sprechen; einzelne Silben und Worte zur höchsten Nothdurft, war alles, was man auf dem Wege von einer Stunde, aus ihrem Munde hörte.

Vor dem Dorfe beredete sich Schönemann mit Theobalden und Dumond, wie er in Ansehung Eleonorens seinen Plan anlegen und ausführen wolle. Die beiden Letztern sollten sich ins Pfarrhaus begeben, seiner aber mit keinem Wort erwähnen. Er wollte so lang ins Wirthshaus gehen, bis ihm, gegen zwei Uhr, Theobald Nachricht gebracht hätte: was es mit der guten Leidenden für eine Bewandniß habe? — Dumond billigte diesen Vorschlag von ganzem Herzen; er

wies dem Superintendenten das Wirthshaus, und führte dann den Geheimen Staatsrath zum Pastor Walther.

So wie Theobald ins Pfarrhaus trat, kam ihm Eleonore aus der Küche entgegen. Ihr erster Anblick nahm ganz für sie ein. Sie war schön und wohlgewachsen, schien ohngefähr sechs und zwanzig Jahr alt, und, ob sie gleich blaß und etwas eingefallen aussah, so verkündigten doch ihre lebhaften Augen und ihre ganze Miene, daß sie mit Feuer und Geist getauft war. Theobald hätte sogleich umkehren, und seinen Freund holen können; allein er wollte nicht blos seinem Herzen, sondern auch seiner Vernunft Gehör geben. Außerdem litten es auch die Umstände noch nicht. Ihren Vater grüßte sie mit einem Kuß und Händedruck, und dieser machte ihr bekannt, was für einen Gast sie bekommen hätte.

Es giebt gewisse stille Winke — oder besser — die Natursprache hat gewisse Akzente oder Unterscheidungszeichen: wer diese kennt, der trifft ihren Sinn beim ersten Anblick. Dies war der Fall mit Theobalden. Daß Eleonore jetzt nicht ängstlich wegen ihrer Küchenbestellung that, sondern in ihrer Ruhe blieb, und nicht einmal sagte: Der Herr Geheime Staatsrath werden vorlieb nehmen! — das war ihm Beweis ihrer höheren Denkungsart, so wie davon, daß sie sich zu helfen wußte. Er drückte ihr traulich die Hand, und sprach: Sie sind mir theuer, lieb-

Freundin! — Nehmen Sie diesen Ausdruck im ganzen Umfange seiner Bedeutung, und in seiner ganzen Stärke.

Eleonore erröthete und versetzte: Können Sie denn schon eines Menschen Freund seyn, ehe Sie ihn näher kennen? Ehe er Ihnen die Gefühle seines Herzens eröffnet hat? Ja! — erwiederte er: wenn die Seele so laut aus dem Angesicht spricht, wie bei Ihnen! — Sie schwieg, und führte ihn in den Garten; da ist der Herr Pfarrer, lieber Vater seyn Sie so gütig und führen Sie den Herrn Geheimen Staatsrath zu ihm hinein! —

Dumond ging voraus, und Theobald folgte ihm durch den mit Küchenkräutern reichlich versehenen und auch mit einigen schönen Blumen prangenden Pfarrgarten, wo ihnen aus einer dichten hainbuchenen Laube der Herr Pastor langsam aber fest entgegen schritt. Theobald grüßte ihn schon von ferne; er wurde durch seinen Anblick tief gerührt. Walther war ein langer, hagerer, sehr freundlich ernster Mann, jede Miene verkündigte es, daß er ein vieljähriger, auf alle Weise geübter Lehrer der fröhlichen Botschaft vom Erlöser sey; und der feine Faltenkreis um seine Augen, überzeugte den Menschenkenner bald, daß unter dem dünnen Silberhaar Schätze der Weisheit verborgen lägen.

Auch der Pfarrer bewillkommte den neuen Gast mit Anstand und Würde. Schon längst kannte er ihn, durchs Gerücht, von einer höchst vortheil-

haften Seite. Zu Klarenborn hatte er ihn zwar ein paarmal gesehn, aber nie gesprochen. — Dies Kennen war dem guten Theobald sehr lieb: denn es ging ihm wie allen bessern Menschen; sie freuen sich, wenn sie beim ersten Zusammentreffen einem nicht fremd sind.

Wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über — dies war auch der Fall des guten Pfarrers. Sogleich fing er an, vom neuen Kirchengesangbuche zu reden. Theobald befand sich in der nehmlichen Lage. Sein Freund, Eleonore und Dumond füllten ihm das Herz, ebenfalls bis oben an, drängten sich zur Zunge und Lippen. Ueberdies glaubte er, daß diese Sache, im gegenwärtigen Augenblick, wichtiger sey, als jene. Er unterbrach also den Greis, und sagte: Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen, ohne weitere Umstände, mein Anliegen eröffne. Es ist dringend. Hernach wird es mir dann auch sehr lieb seyn, zu hören, was Sie als ein alter, bewährter Lehrer der Religion, über die Einführung des neuen Gesangbuchs urtheilen.

Der Pfarr. Verzeihen Sie, daß ich so vorlaut war, und haben nur die Güte, mir ihr Anliegen zu vertrauen.

Theob. Um einmal von Amtsgeschäften auszuruhen, und uns auf eine nützliche Art zu zerstreuen, gingen wir, der Generalsuperintendent Schönemann und ich, diesen Morgen früh von unsern Tuskulanen bei Tichertsheim hie-

her in's Gebirge. Wir wollten uns zugleich etwas im Mineralreiche umsehen.

Der Pfarr. Wo ist Herr Schönemann? — doch wohl nicht in meinem Hause?

Dumond. Beruhigen Sie sich, mein Freund! der Plan ist weislich angelegt.

Der Pfarr. Gott sey Dank!

Theob. Nach einigen Stunden trafen wir diesen ehrwürdigen Schwammkrämer; er wurde uns, im ersten Augenblick, merkwürdig. Wir drangen in ihn, uns seine Lebens- und Leidensgeschichte zu erzählen; er thats, und nun hörten wir am Ende auch von Ihnen, und beschlossen deßhalb, Sie zu besuchen. Da aber Herr Dumond auf eine besonders ängstliche Art dagegen protestirte, und dies uns, natürlicher Weise, höchst auffallend seyn mußte, — so preßten wir ihm sein Geheimniß, in Betreff seiner Tochter, ab; und fanden nun, daß es unsre heilige Pflicht sey, die theure Leidende zu beruhigen.

Der Pfarr. Können Sie das? — oder vielmehr kann es der Herr Superintendent?

Dumond. Das hab' ich auch gefragt.

Theob. Ich durfte mit meinem Freunde nicht ausführlicher davon sprechen. Es ist aber auch nicht nöthig. Ich kenn' ihn beinahe so gut als mich selbst. In seiner früheren Jugend haben sich, ganz in seiner Nähe, Dinge ereignet, die ihm eine Warnungstafel im Umgang mit Frauenzimmern geworden sind. Darum hat er

sich auch noch nicht zum Heirathen entschließen können, so oft ich ihm auch dazu gerathen habe, indem er schon sechs und dreißig Jahre alt ist. Immer gab er mir zur Antwort: Ja, ich will heirathen, der Ehestand ist Bedürfniß für mich. Aber nicht eher will ich es thun, bis michs mein Gott heißt, und keine andre Person, als die, welche Er mir zuführt. Ich fragte dann jedesmal, was er unter Gottes Befehl, und unter seiner Anweisung verstehe? Darauf war immer seine Antwort: Das könne er mir nicht sagen; so viel würde ich ihm aber doch zutrauen, daß er weder Aberglauben noch Schwärmerei mit einmische; und wenn sich einmal der Fall ereignete — so würde ich dann aus seinem Betragen erkennen, was er unter Gottes besonderem Geheiß und Anweisung verstehe. Jetzt ist sein Herz gerührt, und aus den wenigen Worten, die er zu Herrn Dumond sagte, schließe ich, daß er Eleonoren heirathen will, wenn anders in seinem Innern kein höherer Befehl es verbietet.

Der Pfarr. So viel ich mich auf göttliche Führungen verstehe, wird kein höherer Befehl da seyn; es wäre denn, daß der Herr Superintendent in Verhältnissen stehe, die ihn überhaupt an einer Verbindung der Art, oder besonders daran verhinderten, gerade Eleonoren zu wählen.

Theob. Daß keine solche Verhältnisse Statt finden, weiß ich bestimmt.

Der Pfarr. Gott! wie würd' ich dir danken! Freund Dumond! nun wird hoffentlich auch Ihr letzter Feind aufgehoben; es wird Ihnen am Abend noch licht werden. Hören Sie, Herr Geheimer Staatsrath! ich bin nahe am Grabe; von jeher war ich ein strenger Freund der Wahrheit; und werde Ihnen also jetzt nicht noch, und besonders in einer so wichtigen Sache, als die Ehe überhaupt, und noch dazu die Ehe eines Geistlichen ist, etwas vorheucheln. Eleonore ist des höchsten Glücks dieses Erdenlebens, des vortrefflichsten Mannes werth — insofern nämlich Menschen irgend einer göttlichen Wohlthat werth seyn können. Sie wissen schon, wie ich das verstehe. Ich übertreibe nichts — ich sehe durch keine Freundschaftsbrille. Nein! meine Worte sind auf der Goldwage gewogen, und daher weder ein Aeßchen zu schwer noch zu leicht. Herr Schönemann ist, nach allem, was ich von ihm gehört habe, ein großer, edler Mann, der Bischofsverstand und ein Kinderherz hat; der das seligmachende Wort von Jesu eben so herzlich und einfach, als vernünftig und eingreifend zu lehren weiß. Und das ist keine Kleinigkeit. Herr Schönemann ist einer der Wenigen, von welchen ich behaupten möchte, daß er unserer Eleonore werth ist. Sie hat auf der hohen Schule der Leiden ausstudiert, und promovirt. Sie kann also ein bischöfliches Weib werden. Oft kam's mir ein; ich müsse dieser Sache wegen an Schö-

nemann schreiben. Aber immer unterließ ich's, weil ich seine Verhältnisse nicht kannte.

Theob. So viel weiß ich bestimmt, daß es in dieser Sache auf weiter nichts ankommt, als nur darauf, ob Eleonore ein Weib für Schönemann seyn werde? — Und da nun auch diese Schwierigkeit mir gehoben zu seyn scheint — so steht, hoffentlich, nichts mehr im Wege. Nur muß die edle Dulderin allmählig auf diesen, für Beide so wichtigen, Besuch, vorbereitet werden.

Der Pfarr. Das kann füglich während dem Essen geschehen.

Dumond. Gott gebe, daß alles gut gehe!

Niemand dünkte die Zeit lang, außer Schönemann in seinem einsamen Wirthshause. Gedanken drängten sich in seiner Seele, und sein ganzer Geist war Erhebung und kindliches Gebet um väterliche Führung. Möglichst waffnete er sich mit Geduld, und erwartete die bestimmte Stunde.

Im Pfarrhause kam es inzwischen zum Essen. Die drei Männer waren hoch gespannt, und der Pfarrer sollte, der Abrede gemäß, den Faden anknüpfen. Als daher Alles in Ordnung war, und Eleonore nicht mehr hin und her zu gehen, und dies und jenes zu holen hatte, so fing der ehrwürdige Mann an:

Ich bin diesen Morgen davon überzeugt worden, liebe Tochter! daß es dem guten himmlischen Vater ein leichtes ist, die Ursachen unserer Leiden

auch dann zu heben, wenn es uns Menschen unmöglich scheint.

Eleon. Davon sind Sie wohl schon längst überzeugt. — Haben Sie aber vielleicht gegründete Hoffnung erhalten, daß unserer lieben Frau Pfarrerin noch geholfen werden könnte?

Der Pfarr. Wenn's seyn soll, so ist das Gott ein Kleines. Jetzt ist aber davon die Rede nicht. Dieser Herr da kann einen sehr wichtigen Knoten lösen — er kann dich glücklich machen, meine Eleonore!

Eleonore wurde roth — erblaßte — wurde wieder roth; es begann ihr wehe zu werden.

Der Pfarr. Stärke dich, meine Tochter! stärke dich mit hoher Freude; die Wahrscheinlichkeit tritt, wie ein Engel Gottes, in unsre Mitte, und haucht dir tief in die Seele: dein Wunsch kann erfüllt werden.

Eleonore staunte, und starrte vor sich hin.

Der Pfarr. Noch einmal: ermuntere dich, meine Tochter! die Vorsehung hat einen anbetungswürdigen Weg eingeschlagen, und es so geordnet, daß dieser unser werther Gast — ein Freund Gottes und der Menschen — deine Leiden erfahren mußte. Er wird dein wohlthätiger Arzt seyn, und, nächst Gott, dich heilen.

Eleonore war so innig bewegt, ihr ganzes zartes Wesen war so ergriffen, daß sie ohnmächtig dahin sank. Nur mit Mühe brachte man sie wieder zu sich. Jetzt aber wurde von etwas

Anderm

Anderm gesprochen, um ihr Zeit zum Erholen zu lassen. Die Hoffnung that auch hier, wie immer, die gewünschte Wirkung. Ihre Brust hob sich höher; ihre Augen gingen über. Sie weinte so daß eine Thräne die andere schlug.

Der Pfarr. Gott Lob! das hast du lange nicht gekonnt! — Ich sehe, deine Natur ist noch nicht zerrüttet.

Eleonore schwieg, und man sah, daß sie im innern Heiligthume ihres Herzens Dank opferte. Die drei Männer fuhren mittlerweile in ihrem Gespräche fort, und erwarteten den Wink, wann es Zeit seyn würde, weiter von der Sache zu reden.

Und dieser blieb nicht lange aus. Eleonore fürchtete Täuschung. Der Gedanke war zu groß für sie, als daß sie seine Erfüllung so ganz und auf einmal hätte glauben können. Jungfräuliche Schaam kämpfte in ihrem Busen und auf ihrem Gesichte, bis sie endlich diesen Zweifel äußerte, und sagte: Vater Walther! ich schwebe zwischen Himmel und Abgrund. — Setzen Sie mich auf festen Boden; so kann ich es nicht aushalten; in dieser Lage wird mein ganzes Daseyn aufgelößt.

Der Pfarr. Gerne meine Tochter! von Herzen gern! Unser Gast ist Schönemanns genauster Freund. Du hast ja wohl den Herrn Geheimen Staatsrath Theobald nennen gehört?

Eleon. O ja! Sehr viel Gutes hab' ich von ihm gehört. Ach mein Vater, ich vergehe vor

Schaam, daß ich meine Augen, mein Herz nicht besser bewachte! Daß ich einem, freilich unwillkührlichen Gefühl so viel Macht über mich einräumte! daß ich mich ihm so gern, so ganz überließ! aber ach! wie schwer hab' ich dafür büßen müssen.

Der Pfarr. Ueber den Punkt haben wir ja schon längst abgesprochen. Du hast dafür gelitten, und der gütige Vater dort oben, der deine Seele so innig fühlend schuf, wird es dir nicht als Schuld anrechnen. Jetzt ist von nichts weiter die Rede, als von — Erfüllung deiner Wünsche.

Eleon. Heben Sie meinen Zweifel, und erklären Sie mir, wie das möglich ist?

Der Pfarr. An Ihnen ist nun die Reihe, Freund Theobald! — Erlauben Sie mir, daß ich Sie so nennen darf!

Theobald umarmte den apostolischen Mann und sagte: die Benennung gilt mir mehr als ein Adelsbrief. — Dann wandte er sich zu Eleonoren, umarmte auch sie, und sprach: Schwesterliche Freundin! ich glaube Ihnen in die Seele meines Freundes versichern zu können, daß Sie für Ihre bisherigen Leiden überschwänglichen Ersatz finden werden. Nun erzählte er ihr den ganzen Zusammenhang der Sache und die Geschichte dieses Morgens mit Wärme und Zartheit. Das herrliche Mädchen faltete die Hände, und mit dem Blicke eines Engels schaute sie auf zu Gott, und sprach, nur dem Himmel hörbare, Töne aus.

Während allem diesem saß Dumond und beob-

achtete seine Tochter mit einem forschenden Blick, der Besorgniß verkündete. Mit freundlicher, aber ernster Miene sagte er höchst nachdrücklich: Eleonore! — Meine Tochter! — sieh' vor deine Füße, damit du nicht strauchelst!! —

Durch diese Worte gleichsam geschreckt, stand sie mit demüthigem Blick auf, trat zu ihrem Vater, küßte seine Hand, und erwiederte: Vater! ich werde mit Gottes Hülfe, auch in diesem kritischen Zeitpunkte, Ihrer Erziehung, der Menschenwürde, und der Religion Ehre machen. Sorgen Sie nicht!

Theobald erstaunte; er glaubte Wesen aus einer bessern Welt zu sehen. Herzlich aber freute er sich zugleich, in künftigen Tagen an ihrem Licht und in ihrer Wärme wachsen zu können. Selbst bessere Menschen fühlen neben dem Schwammkrämer und seiner Tochter, wie klein sie noch sind.

Dem Pfarrer Walther aber war das alles so ganz recht und gemüthlich. Er hatte der Erfahrungen viele gemacht und gesammelt; er war der Dinge, die des wahren Reichs Gottes sind, schon gewohnt. Ich möchte sehen, ob ein Frauenzimmer von modischer Erziehung, zwar nicht reich aber nett und höchst reinlich gekleidet, einem alten zerlappten Schwammkrämer aus ihrer Verwandschaft die Hand küssen würde, und wenn er ein zweiter Dumond wäre. Das gehört, wahrlich! und leider! in die Etikette eines Reichs, das nicht von der heutigen Welt ist, in der selbst die

heiligsten, die schönsten Bande locker geworden sind. Aber ein solcher Kuß erwärmt das Herz, welches sich, schier krampfhaft, im schneidenden Froste der Eitelkeit, der Selbstsucht, und wie die übrigen Gebrechen unsers Zeitalters heißen — zusammenzieht. —

Jetzt war es, nach gerade, Zeit, auch mit der zweiten Hauptperson zu sprechen. Schönemann zählte, in seiner bangen Einsamkeit, die Minuten; ihn drängte die Ungewißheit seines Schicksals, aus der er aber schnell herausgerissen werden sollte.

Theobald trat nämlich mit einer Miene ins Zimmer, die seinem Freunde den Himmel auf Erden verkündigte; und Schönemann nahm diesen Himmel in seine ganze Seele auf. Hier war nicht lange, nicht kaltblütig zu überlegen. Theobald sagte nur: Komm und siehe!

Für Eleonoren war die Viertelstunde, die sie in der Einsamkeit zubrachte, höchst wohlthätig. Noch fester lehnte sie sich an dem, der unsere Schicksale lenkt. Und — ehe sie sich's versah, trat das Original ihres geliebten Bildes, das sie so lang in ihrem innersten Gemüth bewahrt, und mit sich herumgetragen hatte, in's Zimmer.

Der, sonst mit überströmender Beredsamkeit begabte Mann, verstummte im Hineintreten. Eine schweigende Verbeugung an die beiden Greise, und ein seelenvolles Hinblicken auf den großen Gegenstand seiner Zukunft war Alles. Langsam schritt ihm Eleonore entgegen und sprach: Vergebung!

— Herr Generalsuperintendent! nicht Erbarmen! — Ich hab' in jener entscheidenden Stunde meines Lebens — Auge und Herz nicht bewacht. — Ich habe nicht den Worten des Geistes der durch Sie redete, sondern den Worten des schönen, edlen Mannes gehorcht, und mit dem Horchen schlich sich die Sinnlichkeit in mein Herz. Ach! dies Gefühl — ich konnte seiner nicht mehr Meister werden, als ich es gern wollte — hat mich unsäglich viel gekostet. Nun hüten Sie sich ja, daß Sie nicht aus Mitleid — aus Erbarmen handeln! — Erst vergeben Sie mir, daß ich Sie, durch meine Unvorsichtigkeit, in diese peinliche Lage versetzt habe; hernach beobachten und prüfen Sie mich, so lange und so unpartheiisch, als es die Klugheit, und besonders die so nöthige Behutsamkeit eines Lehrers der besten und erhabensten aller Religionen fordert. Finden Sie mich dann würdig, den Lebensgang mit Ihnen hinab zu wallen: so bin ich — die Ihrige. Hat aber Ihr Herz und Ihre Vernunft das Mindeste dagegen einzuwenden; so beschwöre ich Sie, ja nicht der Stimme des Mitleids zu folgen, sondern mich dann der ewigen Erbarmung des himmlischen Vaters zu überlassen. Ich werde mich in dem Gedanken beruhigen, daß ich Ihnen kein größeres Opfer bringen konnte, als die stille und freiwillige Verzichtleistung auf das höchste Glück meines Lebens.

Hold und heiter stand die Engelsseele da, wie

der Kämpfer, der sich am Ziele seiner Laufbahn fühlt, und das Kleinod gewinnt.

Jetzt aber hielt sich Dumond nicht länger; mit dem höchsten Ausdruck der Freude in seinen Zügen, und mit Wonnethränen im Auge, wankte er zu seiner Tochter, umarmte sie mit Inbrunst, und sagte: Segen über dich, mein Kind! Diese Vaterfreude ist Ersatz für alle meine Leiden!

Und auch Pfarrer Walther trat mit Himmelsglanz im Blicke zu der erhabenen Jungfrau, und sprach mit heißer Umarmung: Der Herr segne Dich, meine Tochter! Er vollende sein Werk an Dir!

Und was thaten dann Theobald und Schönemann? — Sie standen, staunten, und hatten nasse Augen. Endlich brach Schönemann das Stillschweigen; mit Sehnsucht blickte er seinen Freund an, und sagte: Was soll ich Schüler nun thun? — Lächelnd versetzte Theobald: Ei, was anders, als die Lektion aufsagen! — Mit einem tiefen Seufzer erwiederte jener: Ja, wer das so könnte! Plötzlich fiel ihm aber ein, daß ihn Eleonore leicht mißverstehen könnte; er faßte also Muth, näherte sich ihr, faßte ihre Hand und sagte:

Ich hab' die Gefährtin meines Lebens von der Vaterhand Gottes erwartet, und daher auf seinen Wink gemerkt. Diesen seh' ich jetzt mit vollkommner Ueberzeugung.

Eleon. Nehmen Sie's nicht ungütig, daß ich in einer Sache, die mich so viel gekostet hat,

gern jede Uebereilung vermieden sähe. Sie sind ein guter, edler Mann, aber auch ein solcher kann überrascht werden. Gesetzt auch, meine Person mißfiel Ihnen nicht; Sie würden vielleicht durch mein jetziges Betragen von meinen guten Gesinnungen überzeugt; so könnt' ich doch noch mancherlei Unarten an mir haben, deren jede Sie höchst unglücklich machen würde. — Ich könnte unordentlich und unreinlich, nicht wirthschaftlich, mit Unverstand wohlthätig, launigt, oder schwatzhaft seyn. Was aber würde aus Ihnen, aus mir werden, wenn Sie einen solchen Fehler dann erst an mir entdeckten, wenn es schon zu spät wär?

Walther konnte fast nicht so lange warten, bis Eleonore ausgeredet hatte. Er drängte sich an Schönemann hin, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: Herr Superintendent! sind Sie noch in einem von diesen Punkten ungewiß, so nehmen Sie das Zeugniß Ihres, am Rande des Grabes wankenden Amtsbruders, als gewisse Wahrheit an: Eleonore hat keinen dieser Fehler an sich. Ich wiederhole Ihnen vielmehr das, was ich vorhin dem Herrn Geheimen Staatsrath gesagt habe. Sie ist des höchsten Glücks in diesem Erdenleben, des vortrefflichsten Mannes werth, insofern nämlich Menschen einer göttlichen Wohlthat würdig seyn können. Aber auch der Mann, der an Eleonorens Hand seine Wallfahrt zurücklegt, wird, diesseits des Grabes, schon den Himmel finden.

Die holde Jungfrau war gleich, als Walther anhob, herausgeschlichen, und blieb so lang, daß man sich eben nach ihr umsehen wollte, als sie mit rothgeweinten Augen wieder in's Zimmer trat. Während ihrer Abwesenheit hatte denn auch Dumond seinen väterlichen, aber höchst bescheidenen Beifall zu Walthers Lobrede gegeben.

Schönemanns Gemüth wurde allmählig ruhiger. Das Ungestüme der Empfindungen legte sich; stille, tiefempfundene Freude füllte sein ganzes Wesen, strahlte aus allen seinen Zügen, er zog Eleonoren neben sich auf einen Stuhl nieder. Liebe, theure Freundin! fing er nach einigen Augenblicken an: ich bedarf, in Ansehung Ihrer, keine Probezeit; ob Sie aber, in Ansehung meiner, keine bedürfen? das ist eine andre Frage.

Eleon. Guter, mir längst so lieber Mann! Der Unvorsichtigkeit, deren ich mich, in Betreff Ihrer, schuldig machte — hab' ich mich vorhin schon selbst angeklagt. Sehr, sehr theuer ist sie mir zu stehen gekommen. Im Uebrigen weiß ich mich von allen Unarten frei, die den unglücklich machen könnten, der sein Schicksal an das meine knüpft. Die Erklärung, welche ich that, geschah nicht um meinetwillen, sondern Ihrentwegen. Von einem solchen Manne möcht' ich nicht aus Uebereilung, oder aus Mitleid, sondern aus freier, ruhiger, auf Vernunft und Neigung gegründeter Liebe gewählt seyn.

Schönem. Reine, schöne Seele!

Dumond. Legen Sie, ich bitte, meiner Tochter diese Aeußerungen nicht für Stolz aus! — Ein Mädchen, wie sie, die im äußersten Grad arm ist, muß mit einem gewissen Maas von Eifersucht und mit hoher Vorsicht ihre Würde, ihre Tugend behaupten: und sich gleichsam, auf alle Fälle, protestando verwahren. Gesetzt auch, dies wär' in Beziehung auf Ihre Person unnöthig: so ist doch Eleonore, um ihrer selbst willen, dazu verpflichtet. Dem allem ungeachtet, ist ihre Erklärung, wie ich gewiß bin, nicht Ziererei, sondern Sprache des Herzens.

Eleonorens Augen füllten sich wieder mit Thränen. Zärtlich wehmüthig versetzte sie: So recht Sie haben, lieber Vater! so könnten doch Ihre Worte bei meinem Freunde leicht die Idee erwecken, ich wollte mit hoher Tugend und Weisheit prangen, und unter diesem Glanz meine Blöße verstecken. Es bleibt nichts anders übrig, als noch ein oder zwei Jahre Probezeit, um mich, mittlerweile, nach der Wahrheit kennen zu lernen.

Walther. Ihr Leute treibt denn doch die Sache ein bißchen zu weit. Herr Superintendent! liegt in Ihrer Seele noch ein entfernter Keim zu Bedenklichkeiten?

Schönem. Bei Gott! Nein! — Ich kann nur nicht zum Wort kommen. Eleonore ist das Weib, das Gott selbst für mein Herz auserkohr. Schon jetzt bin ich unvermögend mein Glück zu übersehen.

Walther (indem er Beide umarmt und ihre Hände in einander legt). Nun, so segne Euch denn der Herr in Zeit und Ewigkeit. Amen! — Dumond umschloß sie ebenfalls, und gab ihnen aus der Fülle seiner Seele den väterlichen Seegen.

Damit war die Hauptsache entschieden. Zugleich wurde beschlossen, das schöne Band so bald als möglich, zu knüpfen.

Dem guten Pfarrer Walther war eine Haushälterin vonnöthen. Theobald kannte eine brave Wittwe, die sich vollkommen zu dieser Stelle schickte. Er übernahm es die Sache in Ordnung zu bringen.

Schönemann und Eleonore fanden hohe Freude in der Vorstellung, daß sie nun den alten Dulder, ihren Vater Dumond, zu sich nehmen, und ihm seine letzten Lebenstage versüßen könnten. Sie äußerten auch diesen Plan und ihr Vergnügen darüber; allein das Alles fand bei dem Patriarchen keinen Eingang. Er schüttelte den Kopf, lächelte und sprach: Ihr guten Kinder macht die Rechnung ohne den Wirth. — Das seh ich wohl ein, daß mein jetziges ärmliches Gewerbe nicht mehr schicklich ist. Aber zu Euch zu ziehen, nichts zu thun, als blos zu essen, zu trinken und zu schlafen. — Nein! das geht nicht! — Der Herr, dem ich so freudig diene, soll mich nicht blos wachend, sondern auch thätig finden, wenn er kommt. Es wird sich ja wohl noch ein Posten

finden, der sich für einen drei und achtzigjährigen Invaliden schickt.

So wenig Schönemann und Theobald jetzt auch aufgelegt waren, vom alten und neuen Gesangbuch zu sprechen: doch mußten sie dem alten Pfarrer nachgeben; da sichs dann fand, daß auch er, in Ansehung der allmähligen Liederverbesserung, ihrer Meinung war. Herzlich freute er sich darüber, und fühlte sich dadurch noch näher zu seinen neuen Freunden hingezogen. Sie brachten den Nachmittag und den Abend innig vergnügt mit einander zu, und dann begaben sich die beiden Steinsucher ins Wirthshaus, wo sie über Nacht blieben, am Morgen nochmals die Lieben auf dem Pfarrhof besuchten, und dann den Rückweg antraten.

Amalie wunderte sich höchlich, als sie die Reisenden so bald wieder umwandern sah. — Gott Lob und Dank! sagte sie; es scheint, das Steinsuchen behagt Euch nicht so sehr, als den Malinuti und Güsenheim. Theobald antwortete ihr mit einem Kuß: du weißt aber auch nicht, liebes Weib, was für einen Edelstein unser Freund Schönemann gefunden hat — für eine Auswanderung überflüssig genug. Nun erzählte er ihr die ganze Geschichte, wie sie sich mit Eleonoren Dumond zugetragen hatte. Amalie freute sich herzlich über diese Vermehrung ihres freundschaftlichen Zirkels, und wünschte dem edlen

Schönemann von ganzer Seele Glück, zu einer so unerwarteten, aber so trefflichen Verbindung.

Schönemann blieb diese Nacht in Ruhebach, weil man beschlossen hatte, am andern Morgen dem Fürsten aufzuwarten, und ihm von allem Bericht zu erstatten.

Dies geschah. Sie fanden den erhabenen Biedermann in seinem Kabinet, und in Gesellschaft zweier Geheimschreiber, beschäftigt. Er freute sich, sie so bald wieder zu sehn; und das auch deswegen, weil sie ihm in seinen Regierungsangelegenheiten beinah unentbehrlich geworden waren. Der Fürst beurlaubte die Sekretäre, und Schönemann trug seine Heirathsgeschichte vor. Die Sache gefiel dem Fürsten ungemein; und da nun auch die Versorgung des alten Dumonds zur Sprache kam, so beschloß der Fürst auf der Stelle, ihn zum Burggrafen oder Kastellan des Schlosses Tichertsheim zu machen, und ihm eine anständige Besoldung zu geben. Er äußerte sich darüber sehr aufgeräumt, indem er sagte: der alte Dumond wird sich überaus gut zur alten Burg Tichertsheim passen, indem beide einerlei Kostüme haben. Lassen Sie ihn nur bald kommen, damit er wenigstens noch alle Zimmer kennen lerne, ehe er stirbt.

Jetzt hab' ich weiter nichts zu sagen, als daß,

innerhalb vier Wochen, beide Plane ausgeführt wurden. Schönemann lebte glücklich mit Eleonoren, und der alte Dumond lernte noch alle Zimmer kennen. Sein Abend war sehr licht, und er wurde im Frieden zu seinen Vätern gesammelt.

2.

Maria.

Das Bild einer edlen Jungfrau.

Wenn Sturm und Ungewitter dem müden Wanderer das Heimweh wecken, und wenn auf blutbedeckten und verheerten Fluren der hohläugigte Hunger aus jedem Antlitz um Erbarmen fleht und keines findet, und man fühlt sich dann in einem ruhigen Winkel der Erde sicher und geschützt für Sturm, Ungewitter und Hunger; und wenn der dankbare Christ emporblickt zu dem der ihn so gnädig beschirmt, und dann tief empfindet, wie so wenig er diese Gnade verdient, und wie er so gar keine Vorzüge für denen habe, die im tiefsten Jammer seufzen; so erhebt sich sein dankbares Herz auf den Schwingen der Andacht empor, und wenn er mit Jahren belastet, unter seinem silbergrauen Scheitel Erfahrungen gesammelt und benutzt hat, die für seine junge Zeitgenossen

belehrend seyn können, so ist er dann am besten dazu gestimmt. Dies ist auch jetzt mein Fall: Ich will meinen jungen Freundinnen eine Geschichte erzählen, die ihnen hoffentlich nützen und sie auch erfreuen soll. Mein Freund Selmar theilte sie mir in einer ruhigen Feierstunde mit; er sprach:

Ich reiste einst durch die westphälischen Provinzen, um in Bremen gewisse Geschäfte auszurichten; unterweges hörte ich von einer Edeldame so viel rühmliches aller Art, nnd man erzählte so vieles von ihrer Religiosität und vielseitigen Tugend, daß in mir der heiße Wunsch aufstieg, dieses seltsame Kleinod der Menschheit kennen zu lernen; und da der Rittersitz nicht weit aus meinem Wege lag, so beschloß ich diesen kleinen Abstecher zu machen; um so mehr, da jetzt ein schöner Frühlingstag jede Reise und jeden Spaziergang mit innerem Frieden und Wonnegenuß segnete. Ich machte diesen Weg zu Fuß, der mich über einen fruchtbaren Hügel in ein angenehmes Thal führte. Das häufige Nachtigallengeflöte, der Reichthum der üppigen Natur, der heitre Himmel, das kühlfächelnde Ostlüftchen, und vorzüglich die fröhlichen Gesichter reinlich und wohlgekleideter Bauern, Weiber und Kinder, weckten ein seliges Gefühl in mir; ich ahnete, daß in der ganzen Gegend kein feindseliger Geist wehte, sondern daß wohlthätige Engel daselbst walteten. Indem ich so fürbaß fortwanderte, so sehe ich vor mir hin einen ehrwürdigen alten Mann, der sich zuweilen

nach mir umsah und deshalb langsamer zu gehn schien. Er dünkte mir ein Geistlicher zu seyn, ich eilte zu ihm und fand meine Vermuthung richtig. Er erkundigte sich mit höflicher Bescheidenheit nach mir, und meinem jetzigen Zweck, ich beantwortete ihm alles nach der Wahrheit; sobald er aber hörte, daß ich den Umweg blos deswegen machte, um die Frau von Goldenbeck kennen zu lernen, so erheiterte sich sein Gesicht, er drückte mir die Hand, sahe mich freundlich an, und sagte: Kommen Sie mit mir, lieber Freund! Niemand in der Welt kann Sie besser mit diesem menschlichen Engel bekannt machen als ich. Unter allerhand angenehmen Gesprächen, die sich immer um den wohlthätigen Wirkungskreis der Frau von Goldenbeck drehten, sahen wir bald zur rechten auf einem mäßigen Hügel, vor einem hohen waldigten Berg, das alte Schloß Goldenbeck grauröthlich im Glanz der Mittagssonne schimmern; und am Fuß des Hügels blickten die Giebel und Dächer der Bauernhäuser zur Hälfte zwischen den Bäumen hervor. Es wurde mir heimathlich zu Muth, und ich ließ mich nicht lange nöthigen, bei dem Herrn Pfarrer die Herberge anzunehmen, so lange ich für gut fände, in Goldenbeck zu verweilen. Zwei blühende Frauenzimmer kamen uns im Pfarrhof entgegen, um ihren Vater zu bewillkommen, auch mich empfingen sie offen und herzlich, nachdem sie erfahren hatten, wer ich wäre. Schon während dem Mittagsessen

fand ich, daß ich mich im Wirkungskreise der Frau von Goldenbeck befand: denn sie war die allgemeine Erzieherin aller jungen Frauenzimmer und Bauernmädchen in ihrem Dorf. Sie hatte also auch die Töchter des Predigers gebildet. Das Tafelzeug war nicht prächtig, aber fein und reinlich; die Speisen waren frugal, aber so gut zubereitet, daß ein jeder, aus welchem Stande er auch seyn mochte, ohne Anstand mit essen konnte. Ueber Tisch wurde allerlei gesprochen; die Töchter schwiegen nicht verlegen, sondern sprachen bescheiden und freundlich, wenn es für sie, zu reden sich schickte, aber sie suchten noch weniger zu glänzen und ihre Kenntnisse auszukramen. Sie waren sehr einfach und reinlich aber mit Geschmack gekleidet, so daß ich auch nach Tisch unter vier Augen dem Pfarrer meinen Beifall nicht verbergen konnte. Das alles ist die Frucht der Erziehungsmethode der gnädigen Frau, erwiederte er, und da Sie doch deswegen hier sind um sie kennen zu lernen, so bitte ich Sie einige Tage hier zu bleiben, um alles mit eignen Augen anzusehen, was diese würdige Dame in ihren Anstalten wirkt und leistet. Mir war dies Anerbieten äußerst angenehm, und nach einigen höflichen Weigerungen nahm ich die Einladung an und blieb ein paar Tage. Der Pfarrer hatte zwar noch eine Gattin, aber sie lag seit eilf Jahren beständig im Bett an der Gicht: sie litt viel Schmerzen und man mußte sie heben und tragen,

wohin man sie haben wollte. Wir waren eben vom Tisch aufgestanden, als die Frau von Goldenbeck zur Thür hineintrat. Welch eine Figur! Keine blendende Schönheit, aber sie trug das Siegel Gottes an der Stirn. Nichts Geziertes und Affektirtes, aber Majestät, Anstand und Würde vom Haupt bis zu den Fußsohlen. Sie war eine Fürstin von Natur. Sie war sehr ehrbar und doch so geschmackvoll gekleidet, daß sie Jedermann gefallen mußte; sie trug ein violettseidenes Gewand und eine einfache Perlenschnur mit einem perlenmutternen Kreutz mit fünf Diamanten besetzt um den Hals; sie sah sehr gesund und blühend, sehr freundlich und gefällig aus. Der Herr Pastor stellte mich ihr vor, und sagte ihr auch, warum ich da wäre, worauf sie sehr bescheiden antwortete, und nun in die Schlafkammer zur Frau Pfarrerin ging, die sie fast täglich besuchte, erquickte, und wie eine Krankenwärterin bediente; nach einer halben Stunde kam sie wieder heraus, redete etwas mit uns, dann entfernte sie sich.

Der Herr Pfarrer führte mich nun in den herrschaftlichen Garten, wo man das Nützliche mit dem Angenehmen überall vereinigt fand; allenthalben zeigte sich der Edeldame Verstand und Geschmack. Am Abend gingen wir ins Schloß und wohnten einer Lehrstunde bei, die die Frau von Goldenbeck den jungen Mädchen gab, worin sie sie in allem, was dem weiblichen Geschlecht

nützlich und nöthig ist, unterrichtete. Am Abend mußten wir mit ihr speisen, wo ich denn Gelegenheit fand, ihre ausgebreiteten Kenntnisse, ihren Verstand und weit geförderte Religiosität zu bewundern. Jesus Christus war ihr Alles. Sie sagte, sie bete nur zu Ihm, denn in Ihm lebe die Fülle der Gottheit leibhaftig.

Sie war überhaupt nicht von vielem Reden, aber was sie sprach, war gediegen, gedacht und verdaut. Sie war etwa 40 Jahr alt; eine Wittwe ohne Kinder, ihr Gemahl war schon im ersten Jahr ihres Ehestandes gestorben. Des andern Tages besah ich das Arbeitshaus und die Armenanstalt, welche so zweckmäßig und schonend eingerichtet waren, daß auch der schamhafte Arme ohne Anstand versorgt wurde. Doch ich eile zur Geschichte dieser merkwürdigen Frau; denn wenn ich Alles, was sie that und wirkte, beschreiben wollte, so würde ein ganzes Buch daraus werden. Der Pfarrer Rittberg erzählte sie mir folgendergestalt:

Im Jahr 1760, also während dem siebenjährigen Krieg, geht ein junger Mensch von G . . . im Fürstenthum L . . . . über Land, um ein Geschäft auszurichten; unterweges findet er eine wohlgekleidete aber todte Frau neben dem Wege auf dem Rasen liegen, und ein Mädchen von zwei Jahren liegt mit seinem Köpfchen auf der Brust der todten Frau. Der junge Mann kehrt schnell wieder um und zeigt an, was er gesehen

hatte. Nun wurden von Obrigkeitswegen die gewöhnlichen Anstalten getroffen: die Frau mit dem Kind wurden abgeholt; man fand nicht das Geringste bei ihr, weder an Geld, Kostbarkeiten oder Nachrichten, und eben so wenig eine Spur, woraus man hätte schließen können, sie sey ermordet worden. Man vermuthete, daß sie an einem Schlagfluß plötzlich müsse gestorben seyn. Aus ihrem Anzug aber und der Kleidung des Kindes schloß man mit Recht, daß sie von ansehnlichem bürgerlichen Herkommen seyn müsse: sie wurde also auf dem Kirchhof zu G .... christlich beerdigt; nachher erfuhr man, daß sie mit einem Knecht, der ihr das Kind und ein Päckchen getragen habe, zu Fuß nach D.... gekommen sey, dort habe sie im Wirthshause übernachtet; des Morgens früh sey sie weiter gegangen, und der Knecht habe sie begleitet, aber man habe von beiden nicht erfahren können, wer sie seyen, woher sie kämen und wohin sie wollten. Soviel habe man gehört, daß das Kind ihre Tochter sey und Mariechen heiße. Dabei bliebs nun; diesen Fall in der Zeitung bekannt zu machen, daran dachte man nicht. Nun war aber noch die Hauptschwierigkeit zu beseitigen, was man mit dem Kinde anfangen sollte, welches kläglich weinte und zu seiner Mutter wollte? Der Pfarrer predigte zwar sehr fleißig von Menschenliebe, aber er war schon unwillig, daß er der Mutter hatte die Leichenrede umsonst halten müssen; daher war er

auch über das Kind unwillig, und hielt sich in der Sache entfernt. Der Bürgermeister des Städtchens forderte zwar die Bürgerschaft auf, ob nicht jemand das Kind aufnehmen wollte, es sollte für Kostgeld und Erziehung collectirt werden? allein niemand meldete sich, denn man fürchtete, bei dem Collectiren möchte nicht viel heraus kommen, oder es möchte gar ins Stecken gerathen, und über das Alles fing auch die Frau Wirthin, die vor der Hand das Kind verpflegte, an zu fürchten, man möchte es ihr endlich gar auf dem Halse lassen, daher schalt sie gewaltig über Mangel an Menschenliebe. Nun war aber die Wittwe des vorigen Predigers mit ihren zwo Töchtern noch in der Stadt: sie wohnten in einem kleinen Häuschen, und ernährten sich mit Nähen und Kleidermachen. Diese gute Frau Pfarrerin dachte ganz anders. Sie glaubte, der große Kinderfreund würde sie auch im Zeitlichen segnen, wenn sie Mariechen zu sich nähme und erzöge, und da ihre Töchter eben so dachten, so eilte sie zum Bürgermeister, und kündigte ihm an, daß sie das Kind als ihr eigenes annehmen und erziehen wolle; sie verlange auch keine Unterstützung, denn sie wolle ihren Nachbarn dadurch nicht zur Last fallen. Der Bürgermeister wurde so verwirrt durch dieses Anerbieten, daß er nicht wußte, was er sagen sollte. Sein Gewissen überzeugte ihn, daß er dies Werk der Liebe, ohne sich im geringsten weh zu thun, besser unterneh-

men könnte, als die Frau Pfarrerin; aber sein Herz war zu kalt und seine Weltliebe zu groß. Dieser Streit in seinem Innern machte ihn ärgerlich, er fuhr also die Frau Pfarrerin an und sagte: Ich dächte doch, Sie hätten genug mit sich selbst zu thun um sich und ihre Kinder durchzubringen, und wenn Sie ja etwas übrig haben, so sammeln Sie sich ein Kapital, damit Sie im Alter etwas haben, und der Gemeinde nicht zur Last fallen. Dafür sorgen Sie nicht, versetzte die edle Frau, denn mein seliger Mann und ich wir haben ein Kapital in der englischen Bank, das uns für Allmosen sichert. — Meine Leser werden errathen, was für eine englische Bank sie meinte. — Der Bürgermeister stutzte und wollte mehr wissen, allein die Frau Pfarrerin schwieg und empfahl sich. Indessen dachte er immer der Sache nach, er fühlte die Pflicht, für das Interesse der Stadt zu sorgen; die Frau Pfarrerin bekam ein Dekret, ihr Vermögen anzugeben, damit man ihr die ihr zukommende Steuer bestimmen könnte, allein sie gab zur Antwort, die Stadt sey verpflichtet, das gefundene Kind zu verpflegen und zu erziehen. Diese Pflege und Erziehung sey also die Vermögenssteuer, die sie der Obrigkeit entrichten wollte; sie hoffe, man werde sich damit begnügen. Dies geschah auch, es war forthin keine Rede mehr davon, nur konnte man nicht begreifen, warum sich die Frau so kümmerlich nähre, wenn sie ein Kapital in der englischen Bank

hätte — die wahre englische Bank war den Bürgern in G.... nicht bekannt.

Die Frau Pfarrerin Roose nahm nun Mariechen zu sich und erzog sie vortrefflich. Es ist hier mein Zweck nicht, meine Grundsätze über Mädchenerziehung auszukramen, sondern ich bemerke nur im Allgemeinen, daß sie das Kind mit liebevollem Ernst behandelte, es mit Liebe zum strengsten Gehorsam anhielt, mit Liebe züchtigte, mit Liebe belohnte, und ihm den Erlöser als den liebenswürdigsten Gottmenschen anprieß, zu dem es in allen großen und kleinen Angelegenheiten durchs Gebet seine Zuflucht nehmen müsse. Sie unterrichtete Marien selbst in der wahren Herzensreligion, und dann auch nebst ihren Töchtern in allen weiblichen Arbeiten. Da nun Maria vortreffliche Anlagen hatte, so zeichnete sie sich bald vor andern Frauenzimmern aus, wodurch denn der Neid rege wurde, und man sie nur den Fündling nannte; dies kümmerte sie aber gar nicht, sondern sie pflegte zu sagen: Wie froh bin ich, daß mich mein Erlöser und gute Menschen gefunden haben.

So wuchs diese edle Seele heran; die Frau Pfarrerin Roose wünschte nun auch, daß sie von einem gottseligen Prediger unterrichtet und confirmirt werden möchte. Da sie ihren Schwager als einen solchen kannte, so schickte sie Maria zu ihm nach F.... Der Pfarrer nahm sie zu sich ins Haus, sie half bei den häuslichen Ge-

schäften und er unterrichtete sie im Christenthum. Dann wurde sie confirmirt und von da an eine wahre Christin im eigentlichsten Sinn. Jetzt kehrte sie wieder zu ihrer Pflegemutter der Pfarrerin Roose zurück.

Ein paar Stunden von S.... wohnte ein reicher Edelmann, der Baron von X.... Seine Gemahlin war eine sehr gebildete, für alles Gute und Schöne empfindsame Frau; ihre Religion war aber blos ästhetisch. Diese ließ alle ihre Putzsachen bei der Frau Pfarrerin Roose verfertigen. Als nun Maria confirmirt war und wieder zu ihrer Pflegemutter zurückkam, so wurde sie nach Bennhofen geschickt, um der Frau von X.... eins und das andere zu bringen. Der Anstand des Mädchens, der schöne Wuchs und das Geistvolle in ihrem Angesicht, überhaupt ihr ganzes Wesen machte einen tiefen Eindruck auf die Dame, sie sagte: Setze sie sich zu mir, Jungfer Marie!

Maria. Ihro Gnaden erlauben, daß ich stehend mit Ihnen reden darf.

Die Dame. Das erlaube ich nicht, sie soll sich zu mir setzen. Maria gehorchte, nahm einen Stuhl und setzte sich gegenüber. Die gnädige Frau fuhr fort: Hat sie denn noch gar nichts von ihren Eltern und von ihrem Herkommen erfahren?

Maria. Ganz und gar nichts.

Die Dame. Das ist doch ein hartes Schicksal, sie dauert mich gutes Kind!

Maria. Ich danke für Ew. Gnaden gütige Theilnahme; ich bin sehr zufrieden mit meinem Schicksal: denn es ist Gottes Führung und diese ist ja immer die beste.

Die Dame. Sie spricht schön mein Kind! Aber das Glück, gute und liebe Eltern zu haben, sie zu kennen, sie zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, ist etwas Großes, das sie doch entbehrt.

Maria. Diese Entbehrung muß doch ein größeres Glück für mich seyn, denn Gott will ja unser Bestes. Er wird mich meine Eltern jenseits wiederfinden lassen, und dann so ist es ja möglich, meinen Vater kennen zu lernen, wenn er noch lebt.

Die Dame. Ihre Denkungsart freut mich. Aber hätte sie nicht Lust als Kammermädchen und als Freundin zu mir zu kommen?

Maria. Ew. Gnaden sind sehr gütig; das hängt von meiner Pflegemutter ab. Ich kann Ihnen dienen, darin kann auch nur das bestehen, was Sie Freundschaft zu nennen belieben.

Die Dame (betroffen). Hat sie viel gelesen, Maria?

Maria. Romane nie, aber erbauliche Bücher und auch solche, die den Geist eines Mädchens bilden, und ihm die Richtung geben, die es bedarf.

Die Frau von X. stand auf und schloß das Gespräch mit den Worten: ich will und muß sie haben, ich werde es mit der Frau Pfarrerin ausmachen. Maria verbeugte sich, und nahm Abschied.

Die Frau Pfarrerin freute sich des Glücks ihrer Pflegetochter, diese aber blieb ganz gleichgültig; sie gehorchte und ging als Kammerjungfer zur Frau von X. . . . die sich bald ganz in sie verliebte und so unklug war, daß sie sie allen übrigen Bedienten vorzog, und sie immer bei sich und um sich haben wollte.

Maria, die sich besser kannte, fühlte tief, daß sie diesen Vorzug nicht verdiente, und dann sah sie auch ein, daß der Neid der übrigen Dienerschaft sie am Ende unglücklich machen könnte; sie drängte sich also niemals hervor, sie suchte immer den niedrigsten Platz und war auch gegen den Geringsten demüthig, freundlich und dienstfertig. Dies Betragen zog die Frau von X.... noch stärker zu ihr hin, und sie fing nun an, Marien ernstlich um ihre Freundschaft zu bitten. Diese aber blieb in ihren Schranken der Bescheidenheit, doch zeigte sie ihrer Gebieterin immer ihr ganzes Herz voller Liebe und Ergebenheit.

Niemand litt unter diesen Verhältnissen mehr, als die Frau Amtmännin: diese hatte viel gelesen, sie hatte Welt, tanzte schön, sang vortrefflich, spielte das Clavier meisterhaft, und ihre Deklamation bei dem Vorlesen hatte etwas vor-

züglisches. Daher war sie fast täglich bei der gnädigen Frau gewesen; jetzt aber wurde sie vernachlässigt, denn Mariens Unterhaltungen waren weit solider. Ihr Umgang war edel und angenehm, ohne nach dem Hofton geformt zu seyn; sie tanzte nicht, denn ihre Pflegemutter und deren Schwager hatten nicht nöthig gefunden, sie das Tanzen lernen zu lassen und sie fand es auch selbst nicht nöthig, aber es war kein Glied an ihrem Körper, das sich nicht mit edlem Anstand bewegte, dafür war gesorgt worden. Sie sang geistliche Lieder und Arien entzückend schön, und spielte den Choral meisterhaft: denn die Jungfern Roose hatten sie darin unterrichtet, und wer ein richtiges Gefühl hat, dem muß ein schöner Choral alle Musik, auch die künstlichste, übertreffen. Wenn sie der gnädigen Frau etwas vorlas, so hatte diese fast immer Thränen in den Augen: denn Maria empfand, was sie las. Daher las sie natürlich und nicht theatralisch. Dies Alles zog die Frau von X . . . . so an, daß sie anfing sich nach Marien zu bilden; sie fand Geschmack am Wesentlichen der Religion und alles fade und gezierte Wesen wurde ihr zum Ekel. Daher kam es nun, daß die Frau Amtmännin so wie alle Bedienten Marien tödtlich zu hassen anfing. Man entwarf ins Geheim Pläne, sie zu stürzen, aber jeder Versuch mißlang, denn die Frau von X . . . . war in dergleichen Fällen sehr bewandert, und wußte jeden

Keim von der Art auf der Stelle zu ersticken. Maria war etwas über ein Jahr im Dienste der Frau von X . . . . . gewesen, als ihr Gemahl schrieb, daß er kommen würde; denn er war anderthalb Jahr in Geschäften an einem entfernten Hofe gewesen. Diese Nachricht beschäftigte nun alle Köpfe, Hände und Füße, um alles auf diesen Empfang vorzubereiten. Der frohe Tag kam, und der Baron von X . . . . wurde von seiner Gemahlin, von seinen Bedienten und von allen Unterthanen mit lautem Jubel empfangen.

Nach einigen Tagen, als die ersten Wallungen der Freude vorbei waren, wurde der Baron aufmerksam auf Marien; er sah wie vertraut seine Gemahlin mit ihr umging; er beobachtete sie, und bemerkte bald, daß dies Frauenzimmer kein Mädchen von gemeinem Schlage wäre. Er nahte sich ihr und sprach freundlich und vertraut mit ihr. Je mehr aber dies geschah, desto tiefer verneigte sich Maria und desto ernster und zurückhaltender wurde sie; aber desto zudringlicher wurde auch der gnädige Herr. Die Frau Amtmännin, die das gute Mädchen auf allen Tritten und Schritten beobachtete, glaubte ein bequemes wirksames Mittel gefunden zu haben, Marien zu stürzen und aus dem Wege zu schaffen; sie suchte also Gelegenheit, die gnädige Frau allein zu sprechen, und fand sie. Es thut mir leid, „fing sie an" Ihro Gnaden etwas Unangenehmes sagen zu müssen, allein meine Sorge für Ihre Ruhe

und Ihr eheliches Glück macht es mir zur Pflicht, Sie zu warnen, damit Sie keine Schlange in Ihrem Busen erziehn mögen. Die Frau von X. sah sie verwundert an, und fragte, was sie damit sagen wollte? Jene erwiederte mit sehr bedeutender Miene, Maria sucht dem gnädigen Herrn zu gefallen, und — kein Wort mehr! rief die Frau von X. und entfernte sich. Da stand nun die boshafte Verläumderin wie vom Donner gerührt, sie schlich fort und von nun an war sie aus dem Herzen ihrer Gebieterin ganz weggetilgt. Durch diesen Auftritt war das Herz der Dame erschüttert: es war ihr nicht entgangen, daß ihr Gemahl zutraulicher gegen Maria sey, als es sich für ihn schicke; sie hatte aber mit Freuden bemerkt, wie geziemend sich das Mädchen dabei benahm. Ihr erster Gang war also auf Mariens Zimmer, um sich mit ihr zu bereden, was in dieser delikaten Sache anzufangen sey; aber wie erstaunte sie, als sie das Zimmer leer, und auf der Toilette folgendes Billet fand!

„Mit blutendem Herzen verlasse ich ein Haus und eine Gebieterin, die meinem Herzen so nahe und meiner Bildung so nützlich war, aber unbedingte Pflicht befiehlt mir, mich zu entfernen. Spüren Sie der Ursache nicht nach, gnädige Frau! ich allein bin Schuld, daß ich diesen Schritt thun muß. Leben Sie wohl, ewig und unveränderlich Ihro Gnaden unterthänige und innigst ergebene Maria!“

Zugleich bemerkte auch die Baronin, daß das gute Mädchen alle Geschenke, die sie von ihr bekommen, beisammen auf die Kommode gelegt und nicht mitgenommen hatte; sogar hing noch ein Kleid da, was sie ihr vor ein paar Tagen geschenkt hatte, aber noch nicht zurecht gemacht war. Stillweinend nahm sie das Billet, ging damit zu ihrem Gemahl, und erzählte ihm, was geschehn war. Der Baron wurde roth, sehr bestürzt und sagte: Beruhige dich, meine Liebe! du sollst Marien wieder haben, und ich stehe dir dafür, daß sie dir nicht wieder entläuft; sie versetzte: du irrst lieber Mann! ich kenne Maria besser. Der Baron wendete nun zwar alle mögliche Mittel an, um den Ort des Aufenthalts der Maria ausfindig zu machen, allein alle Mühe war vergebens; sie hatte ihre Zuflucht zu einem frommen Kaufmann in W.... genommen, für dessen Frau und Töchter auch die Frau Pfarrerin Roose arbeitete. Diesem sehr rechtschaffenen Manne vertraute sie ihr Geheimniß und bat um die strengste Verschwiegenheit, auch in Ansehung ihres Aufenthalts bei ihm.

Von nun an gab sich dieser Kaufmann, welcher Rulemann hieß, alle Mühe die Maria anständig unterzubringen; diese Mühe war auch nicht vergebens; denn zu Rochelle in Frankreich wohnte ein reicher Handelsmann, Nahmens Bertram, ein Teutscher von Geburt und ein Protestant, der sich dort verheurathet hatte, und

eine teutsche gottesfürchtige Erzieherin für seine Kinder zu haben wünschte. Diesem empfahl Herr Rulemann die Maria. Die Sache kam in wenigen Wochen zu Stand und sie reiste unter guter Begleitung mit einem Hamburger Schiff ab. Zu Rochelle wurde sie wie eine nahe Verwandte aufs zärtlichste empfangen, denn Rulemanns Erzählung hatte schon tiefen Eindruck gemacht, aber ihre persönliche Erscheinung doch noch mehr. Sie prägte jedem guten Menschen Liebe und Ehrfurcht ein; der Böse hingegen kroch in sein Schneckenhäußchen zurück.

Maria schien für diesen neuen Wirkungskreis geboren zu seyn, und ihre Rocheller Freunde dachten schon darauf, ihr zu einem Erziehungs-Institute zu verhelfen, sobald sie in Bertrams Hause fertig seyn würde. Maria war dabei wie immer willenlos, sie dachte: Wenn es der Wille der Vorsehung ist, so bin ich mit diesem Wirkungskreise wohl zufrieden; indessen befliß sie sich die französische Sprache nicht allein geläufig und schön zu sprechen, sondern auch grammatikalisch zu erlernen und dies gelang bei ihren außerordentlichen Fähigkeiten vollkommen.

In diesem angenehmen Verhältniß verflossen zwei Jahre, als ein junger reicher Engländer in Bertrams Haus erschien; er hatte Herrn Bertram einen Wechsel zu präsentiren, um Geld zu einer Reise nach Italien zu empfangen; er hieß Corehill. Da nun Herr Bertram mit sei-

nem Vater in Verbindung stand, so behielt er ihn zum Essen. Corehill warf ein Auge auf Maria und ihr ganzes Daseyn fesselte ihn dergestalt, daß er aus Rochelle nicht wegkommen konnte. Bertram rieth ihm sich zu entfernen, denn Maria sey keine Parthie für ihn, und sein Vater würde nie seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung geben. Corehill schien diesen Ermahnungen auch Gehör zu geben, und blieb aus dem Hause weg, aber Rochelle verließ er nicht, sondern er blieb im Geheim da, und brütete über einen Plan Maria zu entführen, der ihm in kurzem leider auch gelang: denn als sie an einem Abend zu einer guten Freundin ging, so bemerkte sie Corehill, der auf solchen Fall die gehörigen Anstalten getroffen hatte; er ließ ihr also durch zween seiner gutbezahlten Helfers-Helfer aufpaßen, diese ergriffen sie in einer engen Gasse, setzten ihr den Dolch auf die Brust mit der Drohung, sie auf der Stelle zu tödten, wenn sie einen Laut von sich geben würde, dann schleppten sie sie in ein abgelegenes Haus, dessen Besitzer ebenfalls in Corehills Dienst waren. Dieser ließ sich aber vor Maria nicht sehen, daher wußte sie auch nicht, wer der Bösewicht sey, der sie entführt habe.

In ihrer tiefen Traurigkeit flehte sie mit tausend Thränen zu Gott ihrem Erlöser um Schutz und Rettung ihrer Ehre: denn sie fing an, aus allen Umständen zu vermuthen, daß sie in ein verdächtiges Haus gebracht worden sey. Sie bewohnte

oben

oben nach hinten hinaus ein enges Stübchen, wo sie niemand sehen und hören konnte, übrigens fehlte es ihr an Essen und Trinken nicht, es wurde ihr auch nichts Unanständiges zugemuthet. Daß Herr Bertram alle Mühe angewendet hat, ihren Aufenthalt auszukundschaften, das läßt sich denken, aber alle Anstalten waren vergebens, und sie wurde sehr bedauert.

Als Maria ungefähr drei Wochen in ihrem Gefängniß zugebracht hatte, so wurde sie von den nämlichen Bösewichtern und unter denselben Drohungen wieder abgeholt; man brachte sie durch Seitenwege auf ein Schiff, und überantwortete sie dem Kapitän, der sie in Empfang nahm, und in eine Kajüte einschloß, die mit einer Wache versehen war, damit sie nicht ohne Erlaubniß ausgehn konnte. Jetzt fing ihr Gemüth an ruhiger zu werden, denn sie hoffte nun, daß sie gegen unerlaubte Zumuthungen gesichert seyn würde, doch blieb sie in beständigem Andenken an Gott und im inneren unabläßigen Gebet um seine gnädige Führung.

Des folgenden Tages kam Coxehill zu ihr in ihre Kajüte. Sie erschrak als sie ihn sah und nun erfuhr sie wer sie entführt habe. Ehe er zum Wort kommen konnte, sagte sie ihm mit gelassener Miene aber festem Ton: Mein Herr! Sie haben sich viele vergebliche Kosten meinetwegen gemacht, denn ich versichre Ihnen heilig daß mich keine Gewalt jemals zwingen wird, die

Ihrige zu werden. Zu einer glücklichen Ehe wird gegenseitige Liebe erfordert, und diese haben Sie von mir, nach dem was vorgefallen ist, in Ewigkeit nicht zu erwarten. Haben Sie aber Absichten mit mir, die Ihnen Satan eingehaucht hat, so wissen Sie, — bei diesen Worten stund sie auf, hob die zween Finger der rechten Hand in die Höhe, trat ein paar Schritte vorwärts — so wissen Sie, daß die Allmacht mein Schutz ist, und daß Satan selbst, vielweniger ein so schwacher Mensch wie Sie, die reine Gottvertrauende Unschuld nicht überwältigen kann. Dies ist meine erste und letzte Erklärung, Herr Corehill, jetzt verlassen Sie mich.

Die Würde, der Ernst und Anstand, mit denen Maria sprach, fesselten den verzognen, leichtsinnigen und wollüstigen Jüngling an den Boden. Bei allen seinen Versuchen und Abentheuern war es ihm durchgehends gelungen, und ein solches Wesen war ihm noch nie vorgekommen, am mehresten erschreckte ihn die innere Ruhe, mit welcher Maria sprach: denn er fühlte tief, daß ihre Entschlossenheit auf felsenfesten Grundsätzen beruhte, die er zu erschüttern nicht vermögend war. So stand er eine Minute lang da, dann nahm er mit den Worten Abschied: Ich versichre Ihnen, daß Sie noch eine andere Sprache führen werden! — Sie erwiederte: das kann wohl seyn; nur die nicht, die

dem, was ich Ihnen erklärt habe, widerspricht.

Jetzt hatte Maria für einige Tage Ruhe, aber nun gab es Gelegenheit, an etwas andres zu denken: denn als das Schiff auf dem Kanal war, so entstand ein schrecklicher Sturm aus Westen; der Wind heulte, und die Wellen tobten fürchterlich. Maria blieb ruhig in ihrer Hangematte liegen und ergab sich in den Willen Gottes. In der folgenden Nacht entstand aber ein Seelzagendes Geheul, ein schreckliches Lamentiren und Hin- und Herlaufen auf dem Verdeck des Schiffs. Maria kroch aus ihrer Hangematte und machte die Thüre auf. Da sie merkte, daß ihre Wache fort war, so ging sie heraus, und nun erfuhr sie, daß ein Schiffbruch unvermeidlich sey, denn man könne das Schiff nicht mehr regieren und der Sturm trieb es gegen ein felsigtes Land, von wannen her man schon die Brandung furchtbar donnern höre; sie ging also wieder in ihre Kajüte und erwartete kniend und betend ihren Tod; von Corehill hörte und sah sie nichts. Auf einmal, des Morgens als der Tag anbrach, fuhr das Schiff mit dem Hintertheil auf einen Felsen, es bekam einen ungeheuren Leck und blieb sitzen. Jetzt ging das Lärmen und Toben erst recht an. Alles stürzte vom Schiff herab in das Boot, es wurde von Menschen überladen und nicht fern vom Schiff schlug es um, so daß alle, die darin waren, jämmerlich ertranken; unter diesen befand

sich auch der bedaurenswürdige Coxehill, der seinen Mädchenraub mit dem Leben büßen mußte.

Mariens Kajüte war gerade über dem Leck und mit diesem saß das Schiff fest auf dem Felsen, der Sturm ließ nach, das Wasser stieg nicht mehr. Im Gegentheil, weil die Fluth aufhörte und die Ebbe anfing, so leerte sich das Schiff bis auf den untern Raum vom Wasser aus, der Schiffspatron nebst noch einigen Matrosen und Passagieren waren zurückgeblieben, diese versammelten sich im Hintertheil bei Maria und erwarteten die fernere Rettung von der Vorsehung, die nun auch nicht lange ausblieb.

Das Land, von welchem sie kaum eine halbe Stunde entfernt waren, war die englische Insel Guernsey. Nicht weit vom Ufer auf einem Hügel stand ein schönes Landhaus mit anmuthigen Gärten und Gefilden umgeben; von da her sahen sie bald einige Männer herab laufen, die einen Kahn vom Ufer los machten, sich ihnen näherten, in zween Fahrten sie alle retteten und ans Land brachten, dann wurde auch alles aus dem Schiff geholt, was noch brauchbar war. Der Kapitän und seine Leute nebst den Reisenden gingen alsofort nach der Stadt St. Peters, Maria aber konnte niht weiter, sie war von dem vielen Schrecken und durch die ausgestandene Gefahr matt und müde geworden. Zudem spürte sie einen Anfall von Fieber. Die Männer, welche sie gerettet hatten, waren sehr freundlich, sie

führten sie in das schöne Haus auf dem Hügel, und gerade zu der Herrschaft, welche aus einem sehr ansehnlichen Herren von etwa 50 Jahren und seiner Gemahlin einer Dame von 42 Jahren bestand.

Beide stammten aus der Normandie her, und waren Hugenotten. Ihre Vorfahren schrieben sich Remond de la belle Rose. Diese edlen Menschen nahmen Maria auf das liebreichste und freundlichste auf, sorgten auch dafür, daß sie von einem Arzt bedient und gehörig verpflegt wurde, wodurch sie sich bald wieder erholte und dann nach Rochelle an Herrn Bertram schrieb, wie es ihr ergangen, und wo sie sich befände, sie erbot sich auch wieder zu kommen, sobald sich Gelegenheit fände. Allein aus dieser Rückkehr wurde nichts, denn es gingen große Veränderungen im Bertramschen Hause vor, die eine ganz andre Einrichtung nöthig machten. Maria paßte aber auch ganz für das Remondische Ehepaar, die drei Herzen zogen sich wechselseitig so stark an, daß an keine Trennung mehr zu denken war; und da die guten Leute keine Kinder hatten, auch einsam wohnten, und wegen ihrer hochreligiösen Denkungsart sehr wenig Umgang hatten, so war ihnen Maria ein Kleinod, das sie um keinen Preis entbehren mochten. Sie wurde wie ein Kind gehalten, und mit allem nöthigen reichlich versehen. Dagegen bediente sie denn auch ihre Herrschaft mit aller Treue. Für

die Madam Remond machte sie alle Kleider und Putzsachen, dann las sie beiden täglich eine Stunde vor.

Dieser glückliche Zustand währte etwas über zwei Jahre, nun entstanden aber hohe Prüfungen in dem kleinen Kreise dieser edlen Menschen. Madam Remond fing an bedenklich zu kränkeln und ihrem Gemahl suchte man Schwierigkeiten wegen seiner großen und ansehnlichen Wollentuchmanufaktur zu machen, die er auf seinem Rittergute angelegt hatte. Einige reiche Kaufleute waren die Triebfedern in dieser Kabale, sie bedienten sich der gewissenlosesten und ränkevollsten Advokaten, um den frommen und guten Remond endlich müde zu machen, und ihn zum Verkauf zu bewegen.

Während diesem Kreuz und Kummer von außen stieg auch das innere häusliche Leiden immer höher; denn man fing nun an, des baldigen Heimgangs der Madame Remond gewiß zu werden. Hier betrug sich nun Maria wie ein Engel der Hülfe, die weder Tag noch Nacht von der Kranken wich, sie geistlich und leiblich erquickte durch christliches Zureden, und durch himmlische Tröstungen in Ansehung der nahen Zukunft. Die liebe Kranke wurde dadurch so hoch begeistert, daß, sie den Vorgeschmack des ewigen Lebens empfand, und alle drei geriethen oft in einen Zustand, der dem der Seligen nahe kam.

Einstmals als Remond allein bei seiner Gat-

tin saß, und sie in seinen Armen eingeschlossen hielt, sagte sie zu ihm: Lieber Remond! ich habe etwas auf dem Herzen, dessen ich mich entledigen muß; du kannst und darfst dich von unserer Maria nicht trennen. Sie ist uns mit ihrem ganzen Daseyn dringendes Bedürfniß geworden. Mit Anstand und Würde kannst du sie aber nicht bei dir behalten, wenn du dich nicht mit ihr trauen lässest. Du bist zwar in den Jahren, in welchen die Hochzeitblüthen verwelkt sind, aber Maria ist eine weitgeförderte Christin; ihr werdet ein himmlisches Leben zusammen führen; wir werden uns Alle drei wiedersehen, und dann ewig vereinigt seyn. Remond drückte sie an sein Herz, seufzte und schwieg.

Nach einigen Tagen schlummerte die heilige Seele unter den Thränen und dem Gebet der beiden Lieben, die an ihrem Bette knieten, in die seligen Wohnungen hinüber.

Nachdem nun die Beerdigungsgeschäfte vorüber waren, so sagte Remond zu Marien: Meine theuerste Freundin! wir können nun nicht länger beisammen bleiben, sondern wir müssen uns trennen. Sie können denken, wie weh es mir thut, allein der Wohlstand und unsere Ehre erfordern es. Indessen haben uns aber Religion und Freundschaft so innig verbunden, daß keine Macht diese Verbindung, die zwischen unsern Herzen besteht, auflösen kann. Einsam kann ich hier, wo so viele Erinnerungen die Wunden mei-

nes Herzens offen halten, nicht bleiben, ich werde also auf Reisen gehn; Sie können eben so wenig hier bleiben, denn ich bin Willens, dieses Gut zu verkaufen, und mich anderswo niederzulassen, damit ich aus der verdrießlichen Lage komme, worin ich mich befinde. Damit Sie aber auch wissen wie Ihre Sachen stehn, so überreiche ich Ihnen hier mein Testament, worin ich Sie zu meiner einzigen Universalerbin eingesetzt habe. Nahe Verwandte hab ich nicht, eben so wenig meine selige Frau, und die entfernten sind reich. Sie werden auch in diesen Papieren ein Verzeichniß meines ganzen Vermögens an liegenden und fahrenden Gütern, so wie aller Mobilien finden. Dies alles habe ich ruhig, mit guter Ueberlegung und gesetzmäßig ausgefertigt, und gebe es jetzt in Ihre Hände, damit Sie Gebrauch davon machen können, wenn etwa der Herr über Leben und Tod auf dieser Reise über mich gebieten sollte. Nur eine Bedingung bitte ich mir von Ihnen aus, daß Sie keinen Schritt thun, der auf die Bestimmung Ihres künftigen Lebens Einfluß hat, ohne mich vorher zu Rath zu ziehen; ich werde fleißig Briefe mit Ihnen wechseln, und Ihnen immer schreiben, wo ich bin, damit Sie mir auch sicher antworten können. Ich habe in London eine sehr fromme und vertraute Freundin, die Lady Stonbury, dieser habe ich Ihrentwegen geschrieben, dahin werden Sie nun reisen und sich so lange bei ihr aufhalten, bis die Vor-

sehung Ihnen einen beständigen Aufenthalt anweist.

Maria war über das Alles so gerührt und betroffen, daß ihr die Worte fehlten, ihren Dank ihrer Empfindung gemäß auszudrücken: daher antwortete sie: Herr Remond! Freund ohne Gleichen! Auf diesen Ihren Antrag kann ich erst nach Würden antworten, wenn ich die Sprache des Himmels werde gelernt haben. Bis dahin rechnen sie felsenfest auf Alles, was Gehorsam, Dank und Erkenntlichkeit von mir fordern.

Des folgenden Tages reiste Maria mit sicherer Begleitung nach London und wurde aufs freundschaftlichste empfangen und aufgenommen. Herr Remond folgte ihr in wenigen Tagen nach und ging dann mit einem Schiff nach Holland. Sein Gut und seine Fabrike hatte er für 40,000 Pf. Sterling verkauft und dies Geld in der englischen Bank niedergelegt.

Die Lady Stonbury lebte still und eingezogen in der großen und geräuschvollen Stadt. Sie war mit den Methodisten und der Brüdergemeinde in genauer Verbindung, und außer einigen auserlesenen Freunden und Freundinnen aus diesen Gesellschaften hatte sie durchaus keinen Umgang. Maria schickte sich gut in diese Zirkel; es war ihr wohl unter Menschen, die wahrhaft Gott fürchteten. Die christliche Liebe äußert sich da, durch gegenseitiges Mittheilen aus dem alten und neuen Schatz des Herzens.

Unter diesen frommen Personen befand sich auch ein edler Jüngling, welcher reich und von gutem Hause war. Dieser wachte nicht über sein Herz und so schlich sich die Liebe zu Maria in dasselbe ein. Er suchte immer ihre Gesellschaft und auch sie wurde für ihn eingenommen. Lady Stonbury bemerkte dies noch zu rechter Zeit, sie nahm also Maria allein und sagte: Freund Remond hat Ihnen sein ganzes Vermögen vermacht, nicht wahr?

Sie. Ja!

L. St. Hat er Ihnen dabei gar keine Bedingnisse vorgeschrieben?

Sie. Ja! er sagte mir: ich möchte ja keinen Schritt thun, der auf die künftige Bestimmung meines Lebens Einfluß habe, ohne ihn vorher zu Rath zu ziehen, und dies werde ich auch heilig beobachten.

L. St. Blicken Sie in Ihr Herz und fragen Sie es im Vertrauen, ob es dies Versprechen wirklich gehalten habe.

Maria erschrack, wurde roth und erwiederte: Ach! ich war nicht aufmerksam, nicht wachsam auf mich, suchen Sie den Herrn S. zu entfernen.

L. St. (lächelnd). Wollen Sie nicht Herrn Remond schreiben, es fände sich da Gelegenheit zu einer anständigen Versorgung?

Maria bedachte sich ein wenig, dann antwortete sie: es steigen so dunkle Ideen und Ahnun-

gen in mir auf; Herr Remond kann mir doch sein ganzes Vermögen nicht wohl vermacht haben, um es an einen andern Mann zu bringen.

L. St. Gute schuldlose Seele! fällt Ihnen das jetzt erst ein? aber was folgt nun daraus?

Maria. Schlechterdings alle Mannspersonen zu meiden, und sich ganz der Führung des himmlischen Vaters zu überlassen.

L. St. Vortrefflich, mein Kind! Machen Sie sich das zum unverbrüchlichen Gesetz für Ihr ganzes Leben.

Maria. Das war es von Jugend auf. Ach Gott wie nöthig ist das ununterbrochene Wachen und Beten! Die Lady umarmte und küßte sie, und versetzte: Wir haben noch den rechten Zeitpunkt getroffen, Herr S. wird entfernt.

Maria hatte ein ganzes Jahr in diesem ruhigen und frommen Hause vergnügt zugebracht, und fleißig mit Remond Briefe gewechselt, als er ihr den Antrag zur Heirath bekannt machte; sie antwortete ihm, wie man leicht denken kann, willfährig. Hierauf schrieb er ihr sehr verbindlich, er habe die Baronie Goldenbeck im W...schen gekauft; er habe sie besucht und besehen, er hoffe, diese künftige Herberge fürs Erdeleben würde ihr gefallen; er würde nun auch hinführo Namen, Titel und Wappen von diesem Gut annehmen. Maria dankte Gott, freute sich und antwortete ihm mit herzlicher Liebe. Bald hernach kam Remond nach London, aber er befand sich in trau-

rigen Umständen; eine Leberentzündung, und darauf folgende Verhärtung und Verstopfung dieses edlen Eingeweides, hatte ihn elend gemacht. Sobald er kam, mußte er sich zu Bette legen. Das erste was er nun vornahm, war, daß er sich mit Maria trauen ließ, und noch einen Anhang zu seinem Testament machte, worin er Maria auch als Erbin zu der Baronie Goldenbeck einsetzte. Jetzt war sie nun wieder die treue Krankenwärterin, aber es wurde ihr sehr schwer sich mit gänzlicher Ergebung in den Willen Gottes zu fügen; sie schwamm beständig in Thränen und flehte zu Gott um Remonds Gesundheit; er erholte sich auch wieder in so fern, daß er mit ihr nach Teutschland reisen konnte; hier in Goldenbeck lebte er nur ein halbes Jahr; er starb den Tod des Christen und seine Gemahlin ertrug ihn heldenmüthig.

Bald nachher wurde unter dem benachbarten Adel das Gespräch laut, Marie sey nicht allein nicht von Adel, sondern auch von ungewissem Herkommen, sie könne und dürfe kein freiadliches Gut besitzen, es müsse sich jemand finden, der ihr den Kaufpreis wieder gäbe, und dann könne sie gehn, wohin sie wolle. Maria erfuhr dies Geschwätz; um sich sicher zu stellen, reiste sie an den Hof, erkundigte sich bei dem Lehnhof nach allen Rechten des Adels und erfuhr nun, daß sie ganz ruhig seyn könnte, denn ihr seliger Gemahl habe alles geleistet und berichtiget, sie sey die ei=

gentliche wahre Besitzerin und in allem Betracht Freifrau von Goldenbeck. Wenn sie aber wieder heurathen wollte, so würde sie wohlthun, wenn sie einen Herrn von Adel wählte. Maria reiste mit herzlichem Dank gegen Gott wieder nach Goldenbeck zurück, und fing nun an, die vortreffliche Erziehungsanstalt zu stiften, die Sie jetzt in ihrer ganzen Blüthe sehen; mir erhöhte sie die Besoldung auf 2000 Gulden, dann stiftete sie ein Kapital von 24,000 Gulden zum Schulfond für das Dorf Goldenbeck und machte dann die Verordnung, daß der Schullehrer 1000 Gulden nebst freier Wohnung mit einem Garten haben sollte, das Haus baute sie ihm, und einen Garten kaufte sie dazu, übrigens war dann die Schule frei, Schulgeld wurde nicht gestattet. Um aber auch für die Armen zu sorgen, so baute sie ein Arbeitshaus, in welchem Wolle, Flachs und Baumwolle gesponnen wurde; um das alles zu verarbeiten, suchte sie Fabrikanten auf, die sich in Goldenbeck niederließen, wodurch nun alles unter Gottes Segen ins Blühen und Gedeihen gerieth. Der Grund von allem aber war, daß sie nie, weder in ihre Dienste noch zum Wohnen auf ihrem Rittergut jemand annahm, der nicht die Religion liebte, schätzte und auch ausübte.

Zu ihrem täglichen Umgang hat sie eine Predigerwittwe von reifem Alter, die durch viele Leiden geprüft und arm ist, aber große Erfahrun-

gen im Christenthume und Weltkenntniß hat. Diese unterstützt sie auch in der Mädchenbildung, die sie unternommen hat. Zu ihrer Bedienung hat sie ein Kammermädchen und einen Kutscher, der auch die Bedientenstelle vertritt; dann einen Hausmeister, der mit seiner Frau, die zugleich die Küche besorgt, die ganze Haushaltung führt; ferner einen Rentmeister und einen Beamten der ein Rechtsgelehrter ist.

Zu gewissen Zeiten giebt sie allen Armen eine Mahlzeit; wer dabei erscheint, muß durchaus reinlich und nicht zerrissen gekleidet seyn: denn beides kann auch der Aermste besorgen, und wer es nicht kann, für den sorgt sie. Bei solchen Mahlzeiten scheint die gnädige Frau recht in ihrem Element zu seyn. Sie macht die Wirthin, dient allen mit zuvorkommender Freundlichkeit und ißt mit ihnen, und zwar nicht besser als sie es auch haben. Demuth und Liebe sind ihre hervorstechenden Tugenden. Daher rührt nun auch der hohe Grad von Sanftmuth, den sie bei allen Gelegenheiten blicken läßt, so weit ihre Pflichten es erlauben; unter vielen Beispielen nur eins: Nicht weit von hier wohnt eine sehr stolze adliche Dame, die ich einstweilen Frau von Ypsilon nennen will. Diese kam vor ein paar Jahren mit einem paar Lakaien hier aufs Schloß gefahren. Maria ging ihr bis vor die Pforte freundlich entgegen; der Willkommen hieß: guten Morgen Madam Remond, dann rauschte

sie vorbei und nahm den Arm nicht an, den ihr die gnädige Frau anbot, sie ging also ruhig hinten nach. Die Dame Ypsilon marschirte ohne weiteres in den Saal, die Bedienten aber blieben draußen als ob sie Schildwache stehen wollten. Maria folgte ihr in den Saal, verneigte sich freundlich und fragte, was die gnädige Frau zu befehlen hätten? Die Dame spazierte auf und ab, spielte mit dem Fächer und antwortete: das will ich Ihnen sagen, Madam Remond! Ich bin hergekommen, um Ihnen ein für allemal zu erklären, daß ich Ihre Behandlung der Wildbahn nicht länger dulden will.

Maria. Wie so, gnädige Frau?

Die Dame. Sie lassen auf Ihrer Wildbahn alles niederschießen was sich von Wildpret nur blicken läßt. Alles was nur von meiner Baronie in Ihre Waldung hinüber wechselt, das ist für mich verlohren, aber ich lasse Ihrem Jäger eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn er sich auf der Gränze blicken läßt. Mit diesen Worten setzte sie sich auf den Sopha, Maria gegenüber auf einen Stuhl und erwiederte: Meine Unterthanen —

Fr. v. Ypsil. (leise und verächtlich). Meine Unterthanen —

Maria. Meine Unterthanen haben das Recht, das was sie mit saurer Mühe gesäet und gepflanzt haben und wovon sie Schatzung und Steuer be-

zahlen, auch ganz und ruhig zu genießen und es ist meine Pflicht, sie dabei zu schützen.

Fr. v. Ypsil. (spöttisch). Sie stehen aber auch in einem nähern Verhältniß mit Ihren Unterthanen als ich.

Maria. Ich verstehe Sie, gnädige Frau! ich danke Gott herzlich für dieses Verhältniß. Die wechselseitige Liebe zwischen mir und meinen Unterthanen wird mich einst sehr glücklich machen, wenn von Stand und Adel nicht mehr die Rede seyn wird.

Die Frau von Ypsilon war betroffen und verwirrt, dann fuhr sie fort: ich muß Ihnen sagen, daß ich vielen Schaden an meiner Wildbahn dadurch leide, daß Sie alles niederschießen lassen.

Maria. Das kann ich nicht ändern, lassen Sie Ihre Waldungen einzäunen, gnädige Frau!

Fr. v. Ypsil. Einzäunen? Wovon soll das Wild denn leben?

Maria. Das kommt auf die Entscheidung an, ob das Wild mehr Werth hat, als die Unterthanen. Aber ich bitte Sie, gnädige Frau! Sie speisen doch auch wohl mit Unadelichen. Gönnen Sie mir die Ehre und nehmen Sie diesen Mittag vorlieb mit mir.

Die Frau von Ypsilon fühlte so sehr die feurigen Kohlen auf ihrem Kopf, daß sie sich nicht zu helfen wußte; ganz entwaffnet sagte sie gerührt und betroffen: Für diesmal muß ich mirs verbitten,

bitten, dann stund sie auf und eilte fort; seit der Zeit haben wir Ruhe von der Seite.

Ein andermal kam ein junger Baron in vollem Gallop in den Schloßhof, schoß einen Hund mit einer Pistole todt und mit der andern ein Loch in das Wappen über dem Portal. Der Amtmann arretirte den jungen Brausekopf, und Maria schrieb an seinen Vater einen sehr höflichen Brief, worin sie ihn um Verzeihung bat, daß sie seinen Sohn in Verwahrung genommen habe; sie fürchte, er habe den Verstand verlohren, denn er habe ihr ohne Veranlassung einen Hund todt, und ein Loch in ihr Wappen über dem Thor geschossen; er möchte also den bedaurenswürdigen Menschen durch ein paar handfeste Reuter abholen lassen. Der Vater schämte sich, schickte einen Reitknecht, mit dem der Junker wieder abzog.

Maria spricht immer freundlich und liebevoll mit ihren Unterthanen, sie läßt nie merken, daß sie ihre Gebieterin ist, aber sie scherzt auch nicht niedrig mit ihnen; sie macht sich nicht gemein, aber sie ist auch unerbittlich streng gegen boshafte oder muthwillige Verbrecher. Diese begnadigt sie nie; aber sie erzeigt außer dem auch selbst dem Verbrecher alle mögliche Liebe. Sie prägt jedermann Ehrfurcht und Liebe ein, sobald man mit ihr umgeht, daher geschieht es selten, daß sich jemand mit Worten oder Handlungen gegen sie vergeht, und wenn es geschieht, so putzt sie niemand aus, sie giebt sich kein gebietendes Ansehn, aber

sie weiß einen so mit Sanftmuth nieder zu donnern, daß er sich beschämt und ehrfurchtsvoll wegschleicht. Eben das geschieht auch, wenn irgend Jemand in ihrer Gegenwart zweideutig scherzt, oder über religiöse Materien spöttelt. Bei solchen Gelegenheiten ist sie in treffenden Einfällen unerschöpflich. Hier endigte der Pastor Rittberg seine Erzählung, ich dankte ihm verbindlich, und meine Ehrfurcht gegen die Frau von Goldenbeck war nun noch um vieles vermehrt worden. Ich sah und sprach sie noch ein paarmal; und fragte dann den Pfarrer Rittberg, ob diese herrliche Dame nicht wieder heurathen würde? Er antwortete: Nein! darüber hat sie sich bestimmt erklärt. Ich fragte ferner: was denn aus ihrem Rittergut werden sollte? er erwiederte: auch darüber hat sie noch keine Sylbe geäußert. Jetzt nahm ich von diesem ehrwürdigen Manne und seiner Familie Abschied, und reiste dann nach Bremen.

Ich hatte mit dem Pfarrer Rittberg die Abrede genommen, daß er mir von Zeit zu Zeit von dem Leben und Wirken der Maria von Goldenbeck Nachricht geben möchte: als ich nun einige Wochen von meiner Reise wieder zurückgekommen war, so erhielt ich folgenden Brief von ihm:

„Staunen, die Hand auf den Mund legen, Anbeten und Danken, füllt jetzt jede Minute meines Lebens aus; stellen Sie sich den Auftritt vor, der mir gestern begegnete: Ich saß Vormittags um neun Uhr in meinem Studierzimmer und arbeitete

an der Predigt auf nächsten Sonntag; plötzlich stürmte Maria mit offnen Armen herein. Hohe Freude strahlte auf ihrem Gesicht, sie flog mir um den Hals, und rief: mein Vater! mein Vater! ach Gott mein Vater! — Da stand ich wie an den Boden geheftet. Vor ihren Küssen und Umarmungen konnte ich nicht zum Wort kommen, aber ich wußte auch nicht, was ich sagen sollte, ich war der Ohnmacht nahe. Von mir lief sie zu meiner Frau; jetzt fiel mir ein, daß diese Ueberraschung der lieben Kranken schaden könne, ich eilte ihr also nach, allein ich sah, daß ich nichts zu befürchten hatte, denn sie fing sehr behutsam an, ihr nach und nach beizubringen, daß ich ihr Vater und sie ihre zweite Mutter sey; dann kam es wieder zum küssen und umarmen. Diese Freude ist meiner Frau sehr wohlthätig, und ich habe wirklich Hoffnung, daß sie nach und nach, wenigstens zum Theil genesen wird.

Sie werden nun begierig seyn, zu erfahren, wie sich dieser Knoten entwickelt. Ich wurde als Candidat nach Amerika in eine Gemeinde berufen, die aus vertriebenen Salzburgern bestund, dort arbeitete ich im Segen, und heurathete ein frommes und angenehmes Mädchen aus meiner Gemeinde. Ihr Vater hatte eine Pflanzung angelegt und war ein angesehener wohlhabender Mann. Nun entstand der siebenjährige amerikanische Krieg; alle Mannspersonen wurden aufgefordert, die Waffen zu ergreifen, und ich selbst war davon nicht aus-

genommen. Da nun dieses meiner Ueberzeugung zuwider war, und meine Gemeinde sich ohnehin gänzlich zerstreute, so beredete ich mich mit meiner Frau, und wir beschlossen, daß ich wieder nach Teutschland gehn und sie so lang mit ihrem Kinde bei ihrem Vater bleiben sollte, bis sie eine sichere Gelegenheit finden würde, mir zu folgen. Dann bestimmte ich ihr auch einen Ort und ein Haus, wo sie mich entweder selbst, oder doch Nachricht von mir antreffen könnte. So reisete ich her, und bekam auch bald eine gute Pfarrerstelle. Ich schrieb dies nach Amerika an meine Frau, bekam aber keine Antwort, ich schrieb wieder, aber auch vergebens; endlich schrieb ich an meinen Freund nach Neujork, und bat ihn, sich nach den Meinigen zu erkundigen; aber wie erschrack ich, als ich durch seine Antwort erfuhr, daß meine Gemeinde von den Wilden verheert, verbrannt, und alles entweder gefangen genommen oder ermordet sey. Ich beweinte und betrauerte lange meine arme Frau und mein Kind; ich schrieb hernach noch oft dorthin, um gewisse Nachricht von ihr einzuziehen, habe aber nie das geringste von ihr erfahren können, bis mir jetzt Maria den ganzen Hergang erzählt hat. Ich wartete achtzehn Jahre lang, und dann heurathete ich meine jetzige Frau. Meine selige Betty hatte nicht lange nach meiner Abreise eine sichere Gelegenheit gefunden, nach Holland zu kommen; nun hatten wir einen jungen Menschen, auch von teutscher Herkunft, in Dienste genom-

men, diesen nahm sie mit, damit sie unterweges jemand zur Bedienung hätte. Mit diesem Menschen kam sie glücklich nach Rotterdam, wo sie einen Wechsel von tausend Gulden einkassierte, dann setzte sie sich auf den Postwagen und fuhr bis C.... von wannen sie nur noch drei Stunden bis zu dem Ort ihrer Bestimmung hatte. Da sie nun des Fahrens in den schrecklichen Wegen herzlich müde war, so beschloß sie die drei Stunden zu Fuß zu gehen. Der Knecht trug ihren Bündel und das Kind, aber ungefähr auf der Hälfte des Weges stirbt sie plötzlich. Der Knecht nimmt ihr nun das Geld, die Briefschaften und was sie kostbares bei sich hat, und geht fort. Zu B....hat er hernach geheurathet, jetzt nach 38 Jahren kommt er aufs Sterbebett und zur Erkenntniß seines Verbrechens; er läßt nun Notarius und Zeugen nebst dem Prediger zu sich kommen, erzählt die ganze Geschichte und bittet, daß man sie der Frau von Goldenbeck schicken und daß sie ihm verzeihen möchte, er habe ihr ungefähr 1200 Gulden an Geld und Geldeswerth entwendet, so viel habe er zwar nicht im Vermögen, aber was er nachlasse das gehöre ihr zu.

Maria wird es aber den Seinigen, und so wie ich sie kenne, noch mehr dazu schenken. Dann bemerkt der Sterbende auch noch in seiner Erzählung, daß ich der Mann der seligen Betty gewesen, und der Vater der gnädigen Frau sey. Da ich der Frau von Goldenbeck oft meine

Geschichte erzählt hatte, so kam die Sache nun ins Klare und zur vollkommnen Gewißheit. Sie können sich vorstellen, theurer Freund, welches Vorgefühl des Himmels wir jetzo empfinden. So weit der Herr Pfarrer Rittberg.

Ungefähr ein Jahr darauf erhielt ich wieder einen Brief van ihm, folgenden Inhalts:

Maria ist nicht mehr hienieden, sie wandelt unter den Lebensbäumen in Jerusalems goldenen Gassen, genießt ihre Früchte, und mit ihren Blättern erquickt sie die Heiden. Meine Thränenquellen waren in meinem 74sten Lebensjahre längst vertrocknet, aber noch einmal goß der Erndteengel von seiner Silberwolke Himmelsthau in meine Augen, ich konnte durch den Thränenbach der verklärten Seele nachblicken wie sie gen Himmel fuhr. Es thut meinem Herzen wohl, daß ich Ihnen ihre letzte Lebens- und dann Sterbensgeschichte erzählen darf.

Die Entdeckung, daß sie meine Tochter war, gab ihr und uns allen neues Leben. Sie wünschte, daß ich mit meiner Frau und beiden Töchtern nun zu ihr ins Schloß ziehen möchte, allein ich redete ihr das aus und sie billigte auch meine Gründe. Die Verhältnisse blieben also im Aeußern wie vorher, aber im Innern waren sie herzerhebend; wir speiseten oft auf dem Schloß mir ihr, und sie auch oft im Pfarrhaus mit uns. War sie bisher uns schon ein Engel des Segens gewesen, so war sie es nun meinen Töchtern noch weit mehr. Sie

suchte sie mit aller Macht der Beredsamkeit und der Religion so zu leiten, daß ihr Sinn von allem Irrdischen, von allen sinnlichen Genüssen und von weltlicher Größe abgeleitet, auf das Himmlische allein gerichtet werden mußte; dann bediente sie sich besonders meiner ältesten Tochter Caroline in allen ihren Geschäften, und führte sie so an, daß sie auf den Fall ihres Todes ihre Stelle vertreten könnte. Ich ahnete etwas, aber weder ich noch meine Frau wagten es aus Zartgefühl nicht, etwas über unsre Ahnung zu sprechen.

Im verwichnen August kam ich gegen Abend zu ihr, sie beschäftigte sich im Garten mit den Herbstblumen; sie bewillkommte mich sehr heiter und freundlich, aber ich bemerkte in ihrem Angesicht eine Veränderung, etwas Erhabenes, Fremdes, das ich nicht zu nennen weiß, es war das Siegel zum Uebergang ins ewige Leben. Ich verbarg meine Empfindung, aber es wurde mir wehmüthig ums Herz! Ich fragte sie, wie sie sich befände? Sie antwortete: sehr wohl theurer Vater! dann faßte sie mich am Arm und wir wandelten im Garten umher. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen fing sie ganz gerührt an: Ich hab' in der verwichnen Nacht, oder vielmehr diesen Morgen vor dem Erwachen einen merkwürdigen Traum gehabt, den ich Ihnen erzählen muß. Ich träumte, es wäre frühe Morgendämmerung und zwar im Frühling: denn alle Gewächse standen in voller Blüthe. Ich befand mich in einem

stillen angenehmen Thal am Fuß eines waldigen Berges, über dessen Gipfel her die Morgendämmerung glänzte. Mir war unbeschreiblich wohl, und indem ich mich so umsah, fühlte ich mich leicht, ich konnte mich erheben und hinschweben wohin ich wollte. Nun wünschte ich oben auf dem Berge zu seyn, und so wie ich das wünschte erhob ich mich, und schwebte sanft zwischen den Gipfeln der Bäume hin; die Seligkeit meiner Empfindung läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Nun kam ich oben auf die Höhe; nein den Anblick kann kein Mund aussprechen, und keine Feder beschreiben. Ich sah ein paradiesisches Land vor mir, aus welchem mir ein Lüftchen entgegen wehte, das mein ganzes Wesen durchdrungen hat, und noch durchdringt; es macht mich reif zum ewigen Leben. Ich wollte in dies herrliche Land hinüber schweben, aber ich konnte mich in der reinern Luft nicht erheben, ich ergötzte mich also von weitem an der Aussicht. Indem ich so da stand und staunte, sah ich von weitem eine hellstrahlende Figur mir sich nahen, ich erkannte sie, es war mein seliger Remond. Mit himmlischer Zärtlichkeit sagte er zu mir: Mache dich drunten fertig Maria! Du wirst in kurzem bei uns seyn; in dem Augenblick erwachte ich. Seitdem ist mir so heimwehartig, und ich fühle in meinem Körper etwas Fremdes, Unnennbares, welches wohl der Elias-Wagen seyn wird, der mich hinaufbringen soll. Sie glauben nicht, wie mir

zu Muth ward bei dieser Erzählung; es war freilich nur ein Traum, aber er kam mir doch so bedeutend, so ahnend vor, daß er eine traurige Wirkung auf mich machte. Doch suchte ich ihr ihre Ahnung auszureden, und erinnerte sie, daß es ja nur ein Traum sey, der vielleicht im Innern oder im Nervensystem seinen Grund habe; sie möchte dem Gedanken nicht so sehr nachhängen, denn das könnte ihrer Gesundheit schaden, oder auch wohl gar den Traum wahr machen. Sie antwortete: dem sey wie ihm wolle, es kann auf keinen Fall schaden, wenn ich mich hienieden fertig mache, ich will Ihnen also sagen, wie ich meine Disposition, so Gott will, morgen am Tage machen werde: Sie bester Vater, sind natürlicherweise mein Universalerbe nach meinem Tode. So, wie ich Sie kenne, werden Sie den Baron nicht vorstellen wollen, daher gedenke ich das Gut meiner Schwester Caroline zu bestimmen; der Werth des Guts, den ich fest setzen werde, mit den Kapitalien die in der englischen Bank stehen, machen eine Summe, mein ganzes Vermögen aus. In dieses theilen sich meine zwei Schwestern. Die Theodore bekömmt denn ihren Antheil an baarem Geld und die Caroline das Gut und was ihr vom Kapital noch zukommt. Nun noch Eins: Sie kennen den armen Baron von Friedenau. Dieser wird unsere Caroline glücklich machen, ich habe beide sondirt und gefunden, das keins an dem andern etwas auszusetzen hat. Ihre Charaktere

stimmen zusammen, und sie werden sich gewiß lieben, sobald sie sich genauer kennen lernen. Es ist doch besser, wenn man das Gut wieder in adliche Hände zu bringen sucht, als wenn man sie den ewigen Neckereien der Nachbarn aussetzt. Ich fand diese Erklärung vortreflich, und dankte Gott und meiner herrlichen Tochter von Herzen. Sie eilte nun mit ihrem Testament und machte es rechtskräftig.

Wir hofften immer, der Eindruck, den der Traum meiner lieben Maria gemacht hatte, würde nach und nach wieder verlöschen, aber es geschah das Gegentheil. Sie fing an zu kränkeln, und wurde immer schwächer. So oft sie uns besuchte, oder wir zu ihr kamen, sprach sie immer mit Sehnsucht von ihrem himmlischen Vaterland; sie hatte das wahre Heimweh nach dem Paradies, das sie im Traume sah. Als sie nun immer schwächer wurde, verordnete sie am 15ten September, daß alle Vorsteher und Beamten, die vornehmsten Unterthanen und Bewohner ihrer Herrschaft auf dem Schloß zusammen kommen mußten, auch ich wurde mit meinen Töchtern dahin eingeladen. Nachdem wir alle beisammen waren, so kam Maria und hielt folgende kurze Rede an uns.

„Meine Herren und lieben Freunde, ich habe euch hier her kommen lassen um euch anzuzeigen, daß das Ende meiner Wallfahrt nahe ist. Ich fühle wie nach und nach meine Kräfte schwinden, und eine Empfindung von der Nähe meines Todes,

die mir untrüglich scheint, macht mirs zur Pflicht euch bei Zeiten meinen Willen und meinen Wunsch bekannt zu machen. Mein ehrwürdiger Vater, der hier gegenwärtig, und euer vieljähriger treuer Lehrer ist, ist mein Universal-Erbe. Er will aber nicht euer Herr, sondern wie bisher euer Führer auf dem Lebenswege seyn. Daher stelle ich euch hier meine Schwester Caroline als eure von heute an gebietende Frau vor und verlange, daß ihr derselben jetzt den Eid der Treue schwört: denn gesetzt auch ich würde noch länger leben, so werde ich mich doch um irrdische Geschäfte nicht mehr bekümmern, sondern mich blos allein mit dem einzig Nöthigen beschäftigen. Ich danke euch alle für die Liebe und Treue die ihr mir erwiesen habt, und sollte ich den einen und den andern unwissend beleidigt haben, so bitte ich herzlich um Verzeihung; wissentlich ist es gewiß nicht geschehen. Nun nahm sie Carolinen an der Hand, welche zitterte, weinte und schluchzte. Wir andern schwammen auch in Thränen, und alle leisteten nun den Eid der Treue in Carolinens Hände. Nachdem dies geschehen war, so sprach diese: Ich kann vor Weinen und starker Empfindung kein Wort mehr hervorbringen, meine verehrungswürdige Schwester soll nächst meinem Erlöser mein Vorbild seyn; so hoffe ich, daß sie alle mit mir zufrieden seyn werden.

Stillweinend schweigend und traurend schieden wir alle voneinander. Maria entfernte sich und bat auch mich sie allein zu lassen. Meine Caro-

line mußte von nun an ins Schloß ziehen und die ganze Haushaltung übernehmen. Theodor'e aber blieb bei uns Eltern, damit wir nicht auf einmal unserer drei Töchter beraubt würden.

Den 28ten September des Morgens früh schickte meine Tochter Caroline zu mir, ich möchte doch alsofort aufs Schloß kommen, es sey mit Maria eine große Veränderung vorgegangen. Ich eilte hinauf und fand sie auf dem Bette, sie lag auf dem Rücken mit gefaltenen Händen, ihr Gesicht sah heiter und himmlisch aus; sie starrte mit offenen Augen zum Himmel und bewegte den Mund, ich konnte aber nicht verstehen was sie sagte. Ich rief ihr zu, suchte sie zu ermuntern, aber vergeblich. Endlich schloß sie die Augen und fing an zu schlafen; ungefähr nach einer Stunde erwachte sie, sah mich freundlich an und drückte mir die Hand. Ich fragte sie, wie sie sich befände? Sie antwortete leise: außerordentlich schwach, meine Kräfte nehmen zusehens ab, ich fühle daß mein Ende nicht mehr fern ist. Ich faßte mich und erwiederte: wie glücklich bist du nun, meine Tochter! daß du in unserm Erlöser Ruhe, Frieden und Vergebung gefunden hast.

Sie. Ja wohl! Die Welt und vielleicht alle die mich kennen, glauben, welch eine große Heilige ich sey, und wahrlich! ich finde auch nicht das geringste Gute an meinem ganzen Leben, das ich mir zuschreiben könnte; Alles ist Folge Seiner erbarmungsvollen Gnade und — hier stockte die Rede, sie blickte wieder freundlich in die Höhe

und war in demselben Zustand wie vorher. Jetzt kam der Arzt; dieser alte und erfahrne Mann erklärte mir Mariens Krankheit, er sagte, die Nerven hätten ihre Wirksamkeit verlohren, und es sey keine Möglichkeit sie zu retten, sie stürbe an der Entkräftung und zwar bald; indessen müsse man ihr herzstärkende Mittel geben, um sie zu erhalten so lang es möglich wäre. Er verordnete einen stärkenden Liquor und einige Tropfen Zimmetöl, blieb noch ein paar Stunden und ritt dann wieder fort.

Diesmal blieb Maria einige Stunden in dem erstarrten Zustand. Als sie wieder erwachte, war die Schwäche so groß, daß wir sie mit Cöllnischem Wasser und etwas süßem Wein erquicken mußten; als sie sich etwas erholt hatte, sagte sie: Ich habe in den Urgrund der ewigen Liebe geblickt; ach meine Lieben (meine beiden Töchter waren auch zugegen) ach meine Lieben, das Paradies, welches ich im Traume erblickte, ist ein schwaches Bild gegen die Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden. Ach wenn es die Menschen nur wüßten, aber das wäre nicht gut; denn auf dem Glauben ohne Schauen beruht alles. Nach einer Weile sagte sie: Wenn doch auch die Mutter hier wäre! ich versetzte: wir könnten sie wohl in einer Sänfte herauftragen lassen; wenn ihr nur die starke Gemüthsbewegung nicht schadet. Maria lächelte und schwieg; den Augenblick kam ein Bote aus dem Pfarrhaus, der uns verkün-

digte, die Frau Pfarrerin wünschte so sehnlich bei ihrer Tochter Maria zu seyn — diese lächelte und sagte leise: das wußte ich wohl! ich staunte und ahnte Engel um uns her, die hier geschäftig waren. Alsofort ließ ich sie in einer Sänfte holen; wir setzten sie in einen Stuhl dicht an das Bett. Maria wollte es so. Meine Frau war so ruhig als ob nichts sonderliches vorginge; Maria faßte ihre Hand, sah aus wie ein Engel und ruhte. Nach einer Weile hauchte sie: Sie kommen! drehte sterbend das Gesicht zu meiner Frau und sagte: der Herr kommt! — dann faßte sie mich mit der andern Hand, zuckte ein paarmal und verschied. Aber wie war uns, als meine Frau erblaßte! Wir bemerkten ein starkes Röcheln, und in wenigen Minuten war auch ihre langgeprüfte Seele entflohn. Ich kann Ihnen, bester Freund, nicht beschreiben, wie uns war; das Wehen aus dem ewigen Osten fühlten wir so stark, und die englischen Umgebungen um uns her wirkten so stark um uns, daß wir alle auf den Knien lagen, weinten, trauerten und jubelten.

Maria wollte nicht in die adliche Gruft beigesetzt werden, sondern auf dem Kirchhof zwischen ihren Unterthanen ruhen. Ich ließ also die beiden Lieben in ein Grab zusammen legen, und ein Stein bedeckt Beide unter einem Hügel. Zu ihren Häupten ist eine Trauerweide gepflanzt, und Millionen Thränen werden ihren Wachsthum befördern. Leben Sie wohl!

3.

Eine außerordentliche Wirkung der Einbildungskraft.

Zu Schaumburg wohnte ein edler und wohlhabender Bürger, der sich mit Bücher-Einbinden und der Kleinuhrmacherkunst ernährte. Dieser rechtschaffne Mann war des Doktor Stillings Freund, und wenn jemand in seinem Hause unpäßlich war, so bediente er sich seines Raths und seiner Hülfe. Nun war einmal seine Gattin krank geworden; er schrieb also an seinen Arzt; Stilling eilte, setzte sich zu Pferde, und ritt dorthin. Er kam am Abend an, und war also genöthigt, bei seinem Freund zu übernachten.

Als nun der Doktor seine Patientin gehörig besorgt, und sich bei dem freundschaftlichen Mahl nach Leib und Seele erquickt hatte, so führte ihn der Buchbinder in sein Schlafzimmer. So wie er das Licht auf das Consol-Tischgen stellte, fiel Stilling ein unter dem Spiegel hängendes Portrait in die Augen; es war auf Kupferblech gemalt, und ein Meisterstück in seiner Art. Er

betrachtete und bewunderte das Gemälde eine Weile; nach und nach aber überlief ihn ein Schauder; denn er bemerkte etwas Furchtbares, das sich vor seinen Augen immer mehr und mehr entwickelte, je länger er es ansah. Ob er sich nun gleich alle Mühe gab, die Charakterzüge ausfindig zu machen, die den erstaunlichen Eindruck auf ihn machten, so fand er doch nichts Sonderliches im Einzelnen, sondern das, was ein solches tief ergreifendes Entsetzen verursachte, war Wirkung des Ganzen; diese ward aber bei Stilling so stark, daß er nöthig hatte, an seine Vernunft zu appelliren, um diese Nacht auf dem Zimmer bleiben zu können.

Das Portrait war ohngefähr von der Größe eines Quartblattes, und das Brustbild eines Mannes von etwa dreißig bis vierzig Jahren. Er hatte einen bordirten Hut auf, trug eine Allonge-Perücke, und war in gallonirten Scharlach gekleidet, alles nach dem Kostüm des vierten Jahrzehends unsers Jahrhunderts.

Stilling konnte kein Auge von dem Bilde verwenden. Jemehr ers anschaute, je tiefer ward er von Schauer durchdrungen; der Buchbinder merkte das, er fragte daher: „gefällt Ihnen das Gemälde, Herr Doktor?" Dieser versetzte: Ich weiß nicht, was ich sagen soll, — ich sehe da ein Meisterstück der Malerei, das Bild eines überaus schönen Mannes, und doch prägen mir diese so äußerst regelmäßigen Züge ein geheimes Entsetzen ein, dessen eigentliche Ursache ich nicht

ausfindig

ausfindig machen kann. Es ist nicht Ehrfurcht, was ich empfinde, sondern der Eindruck ist demjenigen ähnlich, den etwa Satan auf mich machen würde, wenn er in der Hülle eines schönen Mannes da vor mir stände.

Der Buchbinder verwunderte sich, und sagte: Alle die das Portrait gesehen haben, finden etwas fremdes und schauervolles darinnen; allein Sie sind doch der erste, auf den es so stark gewirkt hat. Wenn Sie nicht zu müde und schläfrig sind, so will ich Ihnen die äußerst merkwürdige Geschichte erzählen, der ich diese Seltenheit zu verdanken habe.

Stilling war so bewegt, daß er keinen Schlaf empfand; beide setzten sich also zusammen, und sein Freund erzählte:

Vor etwa fünf und zwanzig Jahren reiste mein seelger Vater (der auch Buchbinder in Schaumburg war) nach D....; dort kehrte er in einem bekannten Gasthof ein, wo er in der Wirthsstube, wie gewöhnlich, verschiedene Männer allerlei Standes an Tischen sitzen fand, die Wein tranken. Hinter dem Ofen aber bemerkte er einen wohlgekleideten Fremden, dessen verzweiflungs- und schwermuthsvolle Miene alsofort seine Aufmerksamkeit und Neugierde rege machte. Er erkundigte sich desfalls bei dem Wirth, wer der Mann sey, und erhielt die Antwort: dieser Fremde sey ein reisender Maler, der erst vor ein paar Tagen angekommen, aber äußerst melancholisch

sey; woher er komme, und wohin er wolle, das könne man nicht von ihm erfahren.

Dies machte meinen Vater noch neugieriger: er nahm also einen Stuhl, und setzte sich nahe zu dem Fremden, und zwar ihm gegenüber; der Maler that aber, als wenn er gar nicht da wäre.

Nach und nach bemerkte mein Vater, daß dieser sonderbare Mann mit einer entsetzlich furchtsamen Miene zuweilen hinter sich blickte, dann gleichsam zusammenfuhr, und mit tobender Verzweiflung vor sich hin schaute.

„Das mußt du heraus haben!“ dachte mein Vater; „es mag auch kosten, was es will.“ Er rückte also noch näher, um leise mit dem Maler sprechen zu können; dann fing er in seinem freundlichen und traulichen Ton an: „Mein Herr, verzeihen Sie, daß ich Sie anrede, Sie sind unglücklich, und ich ein Freund aller Unglücklichen, vielleicht kann ich Ihre Leiden lindern.“

Wer meinen Vater gekannt hat, der weiß, daß man seiner ehrwürdigen und leutseligen Miene und Art zu reden nicht widerstehen konnte; der Fremde heiterte sich auf, und antwortete: „Ich danke Ihnen herzlich für den Antheil, den Sie an meinem Schicksal nehmen; allein es ist von der Art, daß weder im Himmel noch auf Erden

eine Macht groß genug ist, mir es zu erleichtern." Hierauf erwiederte mein Vater: die Religion sey im Stand, alle Leiden wegzuheben, wenn man nur Glauben an Gott, und Zutrauen zum Erlöser habe.

Indessen half alles Zureden nicht; der Fremde war und blieb kalt, seine Seele war keines Trostes fähig: doch schloß er sich an meinen Vater an, war zutraulich gegen ihn, und hielt sich zu ihm.

Mein Vater gab deswegen die Hoffnung nicht auf, sein Geheimniß herauszulocken, und ihm alsdann mit unwiderlegbaren Trostgründen beizukommen; er bat daher den Wirth, ihm wo möglich ein Schlafzimmer neben dem Fremden zu geben. Dieses war nun zwar besetzt, aber auf dem Zimmer des Malers standen zwei Betten; mein Vater wählte also mit Zustimmung des Fremden dasjenige, welches noch leer war.

Als nun die beiden nach dem Abendessen auf ihrer Kammer allein waren, und zusammen sprachen, so wurde der Maler nach und nach so offenherzig, daß er meinem Vater sein ganzes Herz eröffnete. Sein schreckliches Geheimniß war ein Meuchelmord, welcher sich folgendergestalt zugetragen hatte.

Er war am D......n Hofe Hofmaler gewesen; nun hatte ihn auf einem Ball ein gewisser Cavalier höchlich beleidigt; der Maler paßt ihm

bei dem Nachhausegehen an einem dunkeln einsamen Ort auf, rennt ihm von hinten zu den Degen durch den Leib, und entflieht. Nachdem er sich nun in Sicherheit befindet, und die kochende Leidenschaft der Rache abgekühlt ist, so folgt eine tiefe Reue, und mit dieser die rasendste Verzweiflung. Die ganze Last seines Verbrechens lagert sich wie ein Gebirge auf seine Seele hin: er fühlt nichts, als Verdamniß: die ganze Hölle wütet in ihm, und jeder Gedanke des Trostes ist wie ein Wassertropfen, der in eine Gluth fällt, und im Augenblick verrauscht. Allmählig fängt nun der bei lebendigem Leibe verdammte arme Sünder an, nahe hinter sich den ermordeten Edelmann mit schrecklichdrohender Miene zu sehen; dieser fürchterliche Verfolger ward immer lebhafter, immer deutlicher vor seinen Augen, und verließ ihn nie. So oft er hinter sich sah, stand der Quälgeist in seiner vollkommenen natürlichen Gestalt, so wie er auf dem Ball gekleidet gewesen, in einer Entfernung von etlichen Schritten da; und es war ihm zu Muth, als wenn dieser Bluträcher alsofort über ihn herfallen wollte. Diese schreckliche Erscheinung war es, die den armen Maler peinigte, so daß er weder Tag noch Nacht ruhen konnte, wozu dann noch die innere Ueberzeugung seiner Blutschuld kam, die den armen Geist zu Boden drückte.

Jetzt wußte mein Vater, wo es dem bedauernswürdigen Manne fehlte; er suchte also alle Trost-

gründe der Religion hervor, und wendete sie auf ihn an; aber sie hafteten ganz und gar nicht. Endlich schlug er ihm vor, wieder umzukehren, und sich der Gerechtigkeit in die Hände zu liefern, oder es auch hier zu thun. Allein auch das schlug er aus; mit einem Wort: alles was mein Vater anwendete ihn zu retten, war vergeblich. Die ganze Nacht brachte er mit Aechzen und Wehklagen zu; des Morgens aber, nachdem er sich angekleidet hatte, zog er aus seinem Coffer jenes Gemälde hervor, schenkte es meinem Vater, und sagte: „Dieses Portrait meines schrecklichen Verfolgers, das ich erst vor ein paar Tagen geendigt habe, schenke ich Ihnen zum Andenken für Ihre liebreiche Theilnahme; erinnern Sie sich dabei eines ewigverlohrnen Menschen, und widmen Sie ihm dann allemal eine mitleidige Thräne."

Mein Vater nahm das schauervolle Geschenk mit Vergnügen an, und versuchte noch einmal alles Mögliche, um sein Herz zu erweichen, und ihm mit Trost beizukommen, aber vergeblich. Der Maler schlug alle Mittel aus, und betheuerte hoch: daß ihm schlechterdings nicht zu helfen sey. Hierauf empfahl er sich meinem Vater, indem er sagte, er habe einige Geschäfte in der Stadt zu verrichten, würde aber den Mittag oder den Abend wieder an der Wirthstafel erscheinen.

Während der Zeit aber, daß mein Vater damit umging, vernünftige Leute über die Rettung dieses Menschen zu Rathe zu ziehen, erscholl das Gerücht, er sey in den Strom gesprungen, und ertrunken.

Sehen Sie, lieber Herr Doktor! das ist die merkwürdige Geschichte dieses Gemäldes.

Stilling stellte sich aufs neue vor das Portrait hin, und betrachtete es nun noch mit einem neuen Interesse; es war ihm, als wenn er das drohende Phantom selber gesehen hätte, er schlief in der Nachbarschaft desselben wenig, und ritt des andern Morgens ganz mit den Ideen dieser gräßlichen Geschichte erfüllt, nach Haus.

Diese Erscheinung ist für den Psychologen deswegen wichtig, weil der Maler, oder besser der Patient, das Bild nicht beständig vor Augen hatte, sondern es nur dann sah, wenn er hinter sich schaute. Man hat mehrere Fälle dieser Art, in welchen aber der Leidende die Figur immer vor Augen sah, sobald er sie nur öffnete. Dieses ist begreiflich; aber daß einer eine solche Gestalt nur dann sieht, wenn er zurückschaut, ist etwas seltenes. Eben diese Bemerkung hat mehrere vernünftige Leute, denen ich die Geschichte erzählte, bewogen zu glauben, daß der Geist des Ermordeten wirklich

den Mörder verfolgt habe; allein wer nur einigermaßen geläuterte Begriffe hat, der sieht ein, daß es weit leichter sey, die ganze Sache aus der Natur der Phantasie, als aus Wirkungen des Geisterreichs zu erklären, besonders da man bei der letztern Methode so gar gerne auf Abwege geräth, auf denen man sich zwar mit Vergnügen verirrt, aber immer weiter von der Wahrheit entfernt wird.

4.

Die Königstochter.

Eine arabische Erzählung.

Einst lebte ein König von Fartach, Abulmalek war sein Name, der regierte gut, und war Gott und Menschen angenehm; von allen seinen Kindern war ihm nur eine Tochter geblieben, die ihn in seinem Alter tröstete, und nach ihm Erbin seines Reichs seyn sollte. Fatime hieß die Königstochter; sie war schön und reines Herzens, und wenn aus dem Dunkel herauf ein Auge in unreiner Lust gegen sie entbrannte, und ihr Blick begegnete diesem giftigen Feuerstrahl, so kehrte er zurück, und verzehrte sich in sich selbst.

Fatime hatte viele Liebhaber, und ihre Erbschaft auch; um ihrentwillen zogen viele vornehme junge Araber an Abulmaleks Hof, aber alle bewarben sich umsonst um die schöne Fatime, denn es gefiel ihr keiner, und keiner gefiel ihrem Vater; aber alle wurden sanft und gesittet, und die es nicht wurden, schienen es doch zu seyn.

Aber der alte König wünschte doch seinen Nachfolger zu wissen, und die Tochter ihrer würdig vermählt zu sehen, es quälte ihn zu denken, daß die wichtigsten Gegenstände, die seine Seele liebte, sein Reich und seine Erbin in schlimme Hände gerathen sollten. Als er daher einst Fatime mit ihren Gespielinnen unter den Bäumen seines Gartens lustwandeln sah, rief er sie zu sich, führte sie auf einen Hügel, wo man die ganze Gegend übersehen konnte, und setzte sich mit ihr auf eine Rasenbank nieder, dann sprach er folgender Gestalt:

Siehst du, meine Tochter! die Sonne, wie sie sich so ruhig und unvermerkt am heitern unbewölkten Himmel dem fernen blauen Gebirge nähert? — sie hat die ganze weite Gegend diesen Tag über erleuchtet und gewärmt, und die ganze Natur war ruhig und froh in ihrem Lichte; diesem Tage gleicht mein Leben — keine Wolke, kein Sturm, und kein Ungewitter hat auch meinen Lebenstag getrübt, ich habe meinen Lauf, so wie mir ihn die Vorsehung ausgezeichnet hat, eben so weit vollendet, wie jetzt die Sonne: ich nähere mich der Erde, die bald meinen irrdischen Glanz bedecken soll.

Aber Fatime was wird aus dem folgenden Tage werden? — Du bist ein Weib — und Weiber können nicht regieren, ohne regiert zu werden; wie gerne möchte ich deinen künftigen Führer, den Mann wissen, der nach mir über meinem Hori-

zont glänzen soll. Ach wenn er eine stechende brennende Sonne wäre, die alles versengte und verdorrte, die schwüle feuerfangende Dünste, aus dem Meer, aus Sümpfen und Morästen herauszöge, und dann aus ihnen Donnerwetter brütete, die verheerende Blitze auf die Hütten der Armen und Elenden hinschleuderten! — Ach Fatime erbarme dich deines Vaters und hilf mir diesen Jammer verhüten! —

Fatime seufzte tief, und Thränen wie Thautropfen entquollen ihren himmelblauen Augen! Nein! antwortete sie: Nein mein Vater und mein König! eine solche Sonne soll nie aufgehen, ich würde ihren ersten Morgenblick mit einem Schleier bedecken, und ihr dann mit starker Hand den Weg zeigen, den sie gekommen wäre; aber befiehl mir was ich thun soll?

Hast du noch nie, fragte der König, einen Jüngling gesehen, an den sich dein Herz anknüpfte?

Nein, sprach die Tochter, ich habe Tag und Nacht die Eingänge zu meinem Herzen bewacht, und jede Vorstellung eines Mannes abgewiesen; ich darf nicht wählen, dies kommt nur dem zu, der das Glück der Menschen will.

Abulmalek küßte sie und sagte: aber doch ist es Zeit, und unsere Pflicht, zu erforschen, ob uns Gott den Mann zeigen will, der dein und deines Volkes Schutz und Väter seyn soll; meiner Tage sind nicht viele mehr, und ich könnte nicht ruhig zu meinen Vätern gesammelt werden, wenn

ich meinen Nachfolger nicht wüßte. Mache dich also fertig auf Morgen, und wähle eine vertraute und verschwiegene Jungfrau unter deinen Gespielinnen, die dich bedient; wir wollen den heiligen Gomar Ibn Jasuf besuchen, er steht in dem Rufe nähern und gemeinsamern Umgang mit Gott zu haben als andre Menschen, er soll uns sagen, was wir thun sollen. Aber mache daß niemand erfährt, wohin wir reisen, und was der Zweck unserer Reise ist!

Fatime gehorchte, und des andern Morgens früh, waren sie schon bei dem Aufgang der Sonne eine gute Strecke von der Königsstadt Tdhasar entfernt, der Zug war klein, nur wenig Diener und eine Jungfrau begleiteten den König und seine Tochter.

Am dritten Tage gegen Mittag, näherten sie sich dem Djäbel Minar, sie sahen dies Gebirge schwarzgrün vor sich liegen, und die kühlende Bergluft wehte ihnen freundlich entgegen, es war ihnen, als wenn ihnen Engel Gottes unsichtbar entgegen kämen und sie in der Sprache der Geister bewillkommten.

Hier befahl Abulmalek ein paar Stunden zu ruhen, um sich mit Speise und Trank zu erquicken; Bäume von mancher Art verbreiteten Schatten auf den grünen Rasen, und dufteten Kühlung dem Wanderer entgegen.

Während der Zeit, daß die Bedienten Speise bereiteten, wandelte der König mit seiner Tochter

ins Gespräch vertieft, zwischen den Bäumen hin; beide hatten nichts an sich, das ihren Stand verrieth, denn sie waren wie Reisende gekleidet. Indem sie sich allmählig von der Gesellschaft entfernten, sahen sie nahe vor sich eine Weide, die rund um mit Bäumen umkränzt war; an der einen Seite dieser Bäume ruhte eine Heerde Schaafe im Schatten, und ihr Hirte nicht weit von ihr auf einem Rasenhügel; Abulmalek und seine Tochter näherten sich diesem Hirten, der nun aufstand, und ihnen entgegen ging.

Hoch und männlich schritt der Jüngling einher, er war wie David Ibn Isai, bräunlich und schön, sein Angesicht sah aus, als wenn der Prophet Gottes bald kommen, und ihm das heilige Salböl auf den Scheitel gießen könnte.

Mit einem reinen und männlichen Ton redete er die Beiden an und sprach:

Wenn ihr Fremde seyd, die Erquickung bedürfen, oder sich verirrt haben, so will ich Euch hier in der Nähe in die Wohnung meines Vaters führen, und Euch Milch, Honig und Brod vorsetzen, damit ihr euch laben könnt, und dann will ich Euch wieder auf den rechten Weg führen.

Freundlich antwortete Abulmalek: wir danken dir edler Hirte! wir haben Speise und Trank bei uns; hier in der Nähe halten unsere Kameele, wir gingen nur ein wenig spazieren, auch werden wir den Weg wohl finden, den wir ziehen wol-

len. Aber wie heißest du mein Sohn, und wer ist dein Vater?

Mein Vater ist ein Landmann, den Gott mit Gütern gesegnet, weil er Ihn liebte, Ihm vertraute, und seinen Knecht Abulmalek auch liebte, und seinen Gesetzen gehorchte; er heißt Alberith und mein Name ist Hadar.

Abulmalek konnte den Hirten nicht genug ansehn, er gefiel ihm in seinem Herzen, und Fatime hatte auch für diesmal den Eingang zu ihrem Herzen nicht bewacht: denn die Vorstellung des Hirten war bis in den innersten Winkel hineingeschlüpft. Immer eilte ihr Auge zu den Blicken des Jünglings, die auch den ihrigen immer begegneten. Die Natur ging hier ihren freien Gang; sie kennt die Verhältnisse der Königstochter und des Hirten nicht, und fordert nur ihre Menschenrechte.

Der König fragte ferner: kennst du den frommen Gomar, und weist du den Weg zu seiner Wohnung?

O ja! versetzte freundlich der Hirte: er ist mein Freund und mein Lehrer; wenn Ihr ihn besuchen wollt, so will ich Euch zu ihm führen.

Abulmalek freute sich, und Fatime noch mehr. Wohlan! fuhr der König fort, wir wollen dort unter den Bäumen ausruhen, in zwei Stunden komme zu uns, und führe uns dann den Weg den wir wandeln müssen.

Jetzt wandten die beiden Reisenden ihr Gesicht und kehrten wieder zurück. Auf dem Wege sprach Abulmalek kein Wort, seine Seele brütete auf dem Geheimniß der Zukunft, er ahnete etwas, aber er konnte von der Schrift des Schicksals, die vor seinen Augen wehte, keinen Buchstaben lesen. Fatime schwieg auch, sie konnte die Schrift wohl lesen, aber nicht das Räthsel enthüllen, das sie enthielt, beide hofften auf die Auflösung die ihnen Gomar geben würde.

Zur bestimmten Zeit kam Habar der Hirte, er ritt auf einem edlen arabischen Rosse, in einiger Entfernung stieg er ab, und kam zur Gesellschaft.

Nun begann der Zug bald gegen das Gebirge zu, das sie in zwo Stunden erreichten; sie ritten durch ein enges Thal hinauf, welches sie endlich auf eine erhabene Fläche brachte, die rund um mit waldigten Hügeln umgeben, und mit fruchtbaren Bäumen bepflanzt war, unter welchen Gomar in den sanften Strahlen der Abendsonne umherging.

Der Einsiedler kannte den König und seine Tochter; da er aber mit Recht vermuthete, daß er in Gegenwart des Hirten nicht erkannt seyn wollte, so empfing er ihn mit Würde als einen Unbekannten, und grüßte dann auch seinen jungen Freund Habar. Dieser schaute ihn sehnsuchtsvoll an, und fragte: Vater Gomar! wann darf ich zu dir kommen? Morgen wenn du willst,

versetzte der Alte. Flugs schwang sich der Hirte auf sein Pferd, und eilte wieder fort zu seiner Heerde.

Als nun Abulmalek und seine Tochter Fatime mit dem einsamen Weisen allein waren, so führte dieser die beiden Gäste in seine Hütte, und fragte nun mit geziemender Ehrfurcht, was ihm sein König zu befehlen habe?

Der König antwortete: Wenn du mich kennst Gomar, so wirst du auch vermuthen, daß diese Jungfrau meine Tochter Fatime ist; und eben diese bewegt mich, mit ihr zu dir zu reisen, um mich bei dir nach dem Willen Gottes über sie zu erkundigen.

Gomar erwiederte: Der König, mein Herr, sage mir, seinem Knecht, sein Anliegen, so will ich dann antworten, was mir der Geist Gottes eingeben wird.

Du weißt, versetzte Abulmalek, daß meine Tochter Fatime mein einziges Kind, folglich auch die Erbin meines Reichs ist; du weißt auch, daß ein Weib nicht regieren kann, ohne regiert zu werden, sie mag heurathen oder nicht; nun würde meine Seele in ein ewiges Trauern versinken, wenn sie nicht heurathete, und also mein Stamm mit ihr erlöschte, und dann Fremde meine lieben Unterthanen beherrschen, und vielleicht verderben sollten; aber auch dann würden meine Gebeine im Grabe nicht ruhig schlummern, und meine Seele die Freuden des Paradieses

nicht genießen können, wenn sich etwa ein Tyrann meiner Tochter und meines Volkes bemächtigte; oder wenn ein Schwachkopf über ihr Herz siegte, der dann hernach durch seine Günstlinge den Jammer anrichtete, den er selbst aus Ohnmacht nicht anzurichten vermag.

Gomar heiterte seinen Blick, er schaute gen Himmel, dann auf seinen König und dessen Tochter hin, und sagte:

Der Diener und Stellvertreter Gottes Abulmalek spricht wie er sprechen soll, und seine Worte sind wie die Worte eines Engels; aber was willst du nun, daß ich thun soll?

„Du sollst Gott für uns anrufen, daß Er uns einen Mann zuführen möge, der mein Volk und meine Tochter glücklich macht; einen Mann, der von Herzen Gott fürchtet.“

Der Einsiedler antwortete: Gott wird das Gebet seines armen sündigen Knechts um der Tugenden des Königs und seiner Tochter, und um seines Volks willen, erhören. Ich will also thun, was du befohlen hast. Aber verzeihe mir, mein Herr und mein König, daß ich mich unterstehe deine Absichten zu prüfen: denn wenn sie nicht ganz rein und lauter wären, so würde mich Gott nicht erhören; es kommt vornehmlich darauf an, ob du der Vorsehung Bedingungen vorschreibst, die sie erfüllen muß, wenn du ihr folgen sollst?

Abulmalek und Fatime starrten Gomar an, und fast unwillig sagte der König:

was sprichst du? — kannst du nur wähnen, daß ich vermessen genug wäre, dem Allerhöchsten Bedingungen vorzuschreiben? — — Ich, der ich ja ein Laubblatt im Winde, und ein Strohhalm in der Glut bin? —

Der König zürne nicht über seinen Knecht, fuhr der Einsiedler fort, denn ich weiß was ich rede.

Wie wenn nun die Vorsehung einen gemeinen geringen Jüngling zu deinem Nachfolger und Fatimens Gemahl bestimmt hätte? Darauf versetzte der König: die Vorsehung hat mich einmal dazu verordnet, daß ich, so viel an mir ist, verhüten soll, daß meine Fatime und mein Volk nicht durch eine mißlungene Wahl meines Nachfolgers unglücklich gemacht werden; nun hängt aber dieses Unglück nicht vom gemeinen und geringen Stand, sondern vom bösen Herzen und schwachen Verstand ab; wenn mir daher Gott einen Mann anzeigt, der edel, tugendhaft, weise, und ein Freund des Höchsten und Heiligsten, und seiner Geschöpfe ist, so sey er der Sohn eines Königs, oder eines Bettlers!

Gelobt sey Gott! rief Somar mit Thränen der innigsten Rührung; aber denkt auch die edle Königstochter eben so?

Fatime legte die Hand aufs Herz, richtete den Blick in die Höhe, und sagte: Ja!

Nun so vergönne mir sieben Tage Zeit, fuhr Somar fort, damit ich mich auf eine Antwort gebührend anschicken könne, hernach will ich kom-

men, und dir sagen, was mich Gott sagen heißt. Darauf setzte er dem Könige und seiner Tochter köstliche Früchte aus seinem Garten vor, sie genossen davon, beschenkten den Einsiedler, und zogen dann des Morgens wieder ihres Weges.

Fatime war aber auf dieser Rückreise stille, gedankenvoll und traurig; dies kränkte ihren Vater, er forschte also lange, von ihr zu erfahren, was ihr fehle? allein sie war zu schamhaft, es zu gestehen, als er sie aber beschwur, ihm ihre Gedanken zu entdecken, so verrieth sie ihm, daß sie nicht wachsam genug gewesen, und daher das Bild des Hirten in ihr Herz geschlichen sey, und sie könne seiner nicht wieder los werden.

Ich bin kein Weib, antwortete Abulmalek, und doch ist er auch in mein Herz so tief hinein geschlichen, daß ich seiner nicht mehr vergessen kann; allein höre die Stimme deines Vaters, und merke wohl auf das was ich dir sage! wir haben die ganze Sache der Vorsehung überlassen, jetzt dürfen wir in ihre Führung unsern eignen Willen nicht einmischen; ist nun unsere Neigung zum Hirten Habar von ihr, so wird sie ihn zu uns führen, und unsre Wünsche erfüllen, wo nicht, so ist es ihr Wille nicht, und wir müssen unsre Neigung bekämpfen, und ihrem Befehl gehorchen.]

Fatime erkannte die Wahrheit dessen was ihr Vater sagte, und sie versprach, dem Willen der Vorsehung zu folgen. In dieser frommen Ge-

sinnung kamen beide in Tdhafar an, und erwarteten nun den Ausgang der sieben Tage.

Hadar der edle Hirte hatte aber auch seine Ruhe verlohren, das Bild der fremden Jungfrau schwebte ihm immer vor Augen und er eilte des andern Tages um seine Herzensangelegenheit in den Schooß seines Freundes Gomar auszuschütten.

Der Einsiedler empfing ihn freundlich, denn er kannte ihn von Jugend auf, und hatte seinen Trieben die gehörige Richtung gegeben. Da er nun Unruhe in den Augen des Jünglings bemerkte, so befahl er ihm, offen zu sagen, was er auf dem Herzen habe.

Ach Vater! fing Hadar an, ich kannte die Liebe noch nicht, ich war noch unbewaffnet gegen sie, daher hat mich gestern der Anblick der fremden Jungfrau bezaubert, ich liebe sie, und sehe sie vielleicht nie wieder; ich war auch zu blöde, um ihr etwas zu entdecken, ich habe sogar nicht einmal gefragt, wer sie ist, und wo sie her sey?

Gomar staunte, und merkte den Weg, den ihm Gott zeigte. Er antwortete daher dem Jüngling und sprach: Höre mich mein Sohn Hadar, und merke wohl auf das was ich dir zu sagen habe! wenn die fremde Jungfrau dir von Gott zur Gattin bestimmt ist, so wird Er sie dir zuführen, und du wirst sie also zur rechten Zeit wieder finden; ist sie dir aber nicht bestimmt, so mußt du dich geduldig in den Willen der Vor-

sehung fügen. Eins aber weiß ich, das dir von Gott zur Pflicht aufgelegt ist, nämlich den großen Trieb, den Er in deine Seele schuf, auf viele Menschen zu ihrem Besten zu wirken, nunmehr besser auszubilden, und dich zu diesem großen Beruf geschickt zu machen; findest du nun auf diesem Wege deine Jungfrau wieder, so ist deine Liebe von Gott, findest du sie aber auf diesem deinem Wege nicht, so mußt du die Neigung bekämpfen, und dein Sieg wird Gott wohlgefällig seyn. Habar seufzte zwar, aber sein Vorsatz war fest, diesem väterlichen Rath, den er für richtig erkannte, treulich zu folgen; er hätte zwar gerne gewußt, wer die Geliebte seines Herzens sey? aber davon erfuhr er nicht den leisesten Wink. Nun trug ihm noch Gomar auf, seinen Vater zu grüßen, und morgen mit ihm zu ihm zu kommen und entließ ihn.

Des andern Morgens machte sich also Alberith mit seinem Sohn Habar früh auf, und beide gingen zu Gomar ins Gebirge; als sie der Einsiedler von weitem kommen sah, so ging er ihnen entgegen, grüßte sie freundlich, und führte sie dann in seine Hütte, wo er ihnen ein erquickendes Frühstück vorsetzte.

Nachdem sie dieses genossen hatten, so fing Gomar an: du weißt Alberith! daß mich dein Sohn von Jugend auf besuchte, und sich meiner Führung anvertrauet hat; ich habe seine Seele ausgeforscht, und in seinem Geist große Anlagen

zur Beglückung der Menschen gefunden; derjenige der diese Anlagen in ihm schuf, der will auch, daß er sie brauchen soll; überlasse mir nun diesen deinen Sohn, ich will ihn auf die rechte Bahn seiner Bestimmung leiten, damit der Wille Gottes an ihm erfüllet werde.

Alberith erwiederte: nichts kann mir lieber seyn, als wenn mein Sohn zum Werkzeug der Vorsehung wird, wodurch sie Menschen glücklich macht. Du bist ein Freund Gottes, ich übertrage dir mein väterliches Recht, der Leitung und Führung, und behalte mir nichts vor als meine Liebe zu ihm. Solltest du Unterstützung an Geld und Gütern bedürfen, so fordre nur, Gott hat mich gesegnet.

Hierauf machte Gomar Anstalt zu seinem Vorhaben, und da er noch erst zum König reisen mußte, so bestellte er, daß Hadar erst nach Verlauf von vierzehn Tagen, und zwar reisefertig bei ihm erscheinen sollte; Unterstützung an Geld verlangte er aber vor der Hand noch nicht.

Nachdem nun alles verabredet war, so ging Alberith mit seinem Sohn wieder nach Hause, Gomar aber zog zur bestimmten Zeit die Straße nach Idahfar.

Als er dort angelangt war, so ging er zum König. Dieser empfing ihn sehr freundlich, und führte ihn in ein abgelegenes einsames Zimmer, wohin sich Fatime schon voraus begeben hatte. Diese dachte nun Tag und Nacht nichts anders

als Gott und den Hirten, und sie hatte nach langem Rathschlagen mit ihrem Vater es endlich dahin gebracht, daß er ihr, wiewohl nicht ohne Schwierigkeit, erlaubte, mit dem heiligen Mann von Hadar zu reden.

Was bringst du uns für eine Antwort? fing Abulmalek mit Sehnsucht an.

Gomar antwortete: Gott hat mir einen Mann gezeigt, der dein Volk und deine Tochter glücklich macht, einen Mann, der von Herzen Gott fürchtet.

Der König und seine Tochter konnten sich nur halb freuen, weil sie den Hirten im Auge hatten; doch fragte der König mit frohem und forschenden Blick: kennen wir denn auch diesen Mann?

Zürne nicht, mein König! versetzte Gomar, wenn ich dir diese Frage nicht nach Wunsch beantworten kann; sowohl du und deine Tochter, als auch dein Nachfolger, ihr müßt alle durch Prüfung, Gelassenheit und Ergebung in den Willen Gottes, Euch Eures Schicksals würdig machen, daher dürft Ihr alle nichts erfahren, bis Ihr Euch am frohen Tage der Erfüllung seht. Ihr wißt, daß Gott die Zukunft aus weisen Ursachen vor unsern Augen verbirgt.

Aus dieser Rede hätte nun Fatime wohl schließen können, welche Antwort sie auf ihre Frage erhalten würde, allein sie fragte dennoch.

Mir hat der Hirte Hadar so wohl gefallen,

fing sie an: ich wünschte, daß mir ihn die Vorsehung zuführen möge.

Daß Gomar in diesem Augenblick das Gelingen seines Gott wohlgefälligen Plans voraus sah, und daß er sich höchlich freute, das läßt sich leicht denken, doch ließ er sich nichts merken, sondern sagte: wenn deine Neigung von Gott ist, so wird Er sie gewiß erfüllen, aber eben diese Ungewißheit, o Königstochter! ist das Reinigungsfeuer, wodurch sie geläutert werden muß; übergieb also deine Neigung zum Hirten Habar in die Hand der Vorsehung, und mache deinen Willen ganz von dem ihrigen abhängig, so wirst du zufrieden seyn, der Hirte mag dein Gemahl werden oder nicht.

Sowohl dem König als seiner Tochter, blieb nun nichts anders übrig, als Gott zu vertrauen, und alle ihre Wünsche seinem Willen aufzuopfern.

Nun fügte noch Gomar die bedenklichen Worte hinzu:

Heut' übers Jahr, bring ich, wenn Gott will! den Erben d s Königreichs Fartach und den Gemahl der Königstochter Fatime hieher, und übergebe ihn in Eure Hände; so viel weiß ich, daß dann die Seele meines Königs und seiner holden Tochter so zubereitet und gestimmt seyn werden, daß ihnen gerade derjenige, den ich bringe, recht seyn wird.

Abulmalek und seine Tochter faßten Muth, und beschlossen fest, ganz willenlos den gesetzten

Zeitpunkt abzuwarten; nachdem sich nun Gomar zur Rückreise hinlänglich gestärkt hatte, so zog er wieder seine Straße.

Nun rüstete er sich auch zur Abreise auf ein Jahr, übertrug einem alten treuen Freund die Aufsicht auf seine Einsiedelei, und erwartete seinen Zögling Hadar, der auch zur gesetzten Zeit, mit seinem Vater erschien, welcher ihm noch bis hieher das Geleit geben wollte. Alberith hatte ein unumschränktes Zutrauen zu Gomars Weisheit und Frömmigkeit, daher forschte er auch nicht nach dem Ziel ihrer Reise, nur so viel erfuhr er, daß nach Verlauf eines Jahres die beiden geliebten Personen zurückkehren würden, dann nahm er einen thränenvollen Abschied und kehrte nach seiner Heimath zurück.

Des folgenden Morgens früh, sattelten beide Reisende ihre Kameele, und nahmen noch ein drittes mit einem Knecht dazu, das ihre Sachen trug, und zogen nun die Straße, die gegen Mitternacht hinführt.

Am fünften Morgen ihrer Reise eröffnete erst Gomar dem Hirten seinen Zweck, in so fern er ihm jetzt zu wissen nöthig war. Er nahm ihn allein und sprach: Höre mich, mein Sohn, und merke auf meine Rede! Wir gehen nach Sanna an den Hof des großen und weisen Imam Ibrahim, von dem du wohl gehört hast, daß er in einem Gesicht seinen Vater in der Höllen gesehen habe. Dieser König ist ein heiliger Mann

und der beste Regent in der Welt; an seinem Hof kannst du alles lernen, was du bedarfst, er ist die beste Schule für dich; allein du darfst weder deinen noch meinen wahren Namen nennen, — heiße mich Vater Mirza, ich nenne dich Dalec; daß wir Fartacher sind, können wir um der Sprache willen nicht läugnen, übrigens aber sey geheim und verschwiegen.

Auch dem Knecht wurde Verschwiegenheit anbefohlen und die neuen Namen bekannt gemacht.

Nach ihrer Ankunft in Sanna meldete sich Mirza mit seinem Sohn Dalec bei dem Imam, der sie auch alsobald vor sich kommen ließ; sie fanden an ihm einen ernsthaften freundlichen Fürsten, der jedoch immer eine drückende Traurigkeit verrieth: alle Großen seines Reichs, die ihn umgaben, schienen lauter fromme Weltweisen zu seyn, und warens auch; solch einen vortrefflichen Hof hatte sich Mirza nicht vorgestellt, es war ihm nicht anders, als wenn er da zu Hause wäre, auch Dalec fühlte das Wehen eines göttlichen Geistes, in dem es ihm wohl war.

Eigentlich war auch Ibrahims Hof eine Regierungsschule, so wie billig jeder Hof seyn sollte; jede Angelegenheit, jede Gerichts- oder Staatssache ward zur Frage gemacht, die jeder, der zu des Königs Räthen gehörte, für sich beantworten mußte; aus allen diesen Antworten wählte

dann der Imam diejenige aus, die das Glück des Ganzen am meisten beförderte.

Auch waren viele junge Leute da, denen eben diese Fragen vorgelegt wurden, an deren Beantwortung sie sich üben mußten; unter die Zahl dieser Schüler ward nun auch Dalec aufgenommen.

Es währte nicht lange, so bemerkte der Imam die ganz vorzüglichen Talente dieses Jünglings, er würdigte ihn also seines vertrautern Umgangs, und nach und nach auch seiner innigsten Freundschaft. Da aber nun das Zutrauen eines solchen großen Monarchen auch die größte Erkenntlichkeit zur Pflicht macht, so wurde es Dalec unleidlich dem Imam seine Herkunft nicht entdecken zu dürfen — zu Zeiten schien es auch letzterem wehe zu thun, daß sein junger Freund nicht recht offenherzig gegen ihn war; Mirza war also hier der einzige Mann, der Rath schaffen konnte, an diesen wendete sich Dalec und bat ihn, ihn dieser Pein zu entledigen.

Mirza versprach mit dem Ibrahim seinetwegen zu sprechen, und sie beide vollkommen zu beruhigen.

Der fromme Einsiedler erschien wenig am Hofe, nur zu Zeiten sahe er nach seinem Pflegesohn, und beobachtete ihn die übrige Zeit aus einsamer Ferne; er war also da, nur nach dem Ansehn, und als Vater des jungen Dalec bekannt. Als er daher jetzt um Audienz bei dem Imam, und

zwar ohne Beiseyn eines Menschen bat, so wunderte sich jeder, was doch wohl der Alte vorzutragen haben möchte; selbst Ibrahim vermuthete nichts anders als etwa eine einfältige Bitte zum Besten seines Sohnes, er gestattete ihm gerne sein Verlangen, und empfing ihn in seinem Cabinet.

Was bringst du mir Mirza? fragte der König den hereintretenden Alten. Mirza antwortete mit dem Anstand und der Würde eines Mannes, der gewohnt ist mit dem Herrn aller Herrn umzugehn: Großer König der Glaubigen! du hast meinen Pflegesohn deiner besondern Gnade gewürdigt, dafür segne dich der große und erhabene Gott! — damit du aber auch wissen mögest, wer der Jüngling ist, den du liebest, so will ich dir das, was ich von ihm sagen darf, entdecken: Dalec ist seiner Herkunft nach ein gemeiner Hirte, aber seinem Beruf nach, zur höchsten Menschengröße bestimmt, und mich, einen armen Einsiedler, hat der einige wahre Gott, dem ich diene, gewürdigt, das Werkzeug seiner erhabenen Führung zu seyn; ich weiß, daß der Imam, der Vater der Gläubigen Gott fürchtet, und auch eben deswegen das Geheimniß der Zukunft ehrt, ohne es vor der Zeit enthüllen zu wollen; habe also die Gnade gegen mich deinen Knecht, und suche nicht weiter zu erforschen, was ich, ohne die Vorsehung zu beleidigen, nicht sagen darf.

Der Imam wunderte sich, den bisher so unbedeutenden Mann so reden zu hören, er antwortete also:

Mirza! ich ehre das Geheimniß der Zukunft, aber du kannst auch leicht meine Pflichten erkennen, und du mußt sie ebenfalls ehren — wie wenn Ihr Beide, du und Dalec nun Kundschafter wäret, und schlimme Absichten gegen mich und mein Reich hättet? — Du siehst also leicht ein, daß ich fordern kann, genau und bestimmt eure Absicht, zu wissen.

Großer König! versetzte Mirza, schlimme Absichten kann auch der haben, von dem du Alles weist, was du von ihm wissen willst; ein Regent aber, der wie du, Gott fürchtet, die Tugend liebt, und weise regiert, darf keine Kundschafter fürchten.

Wenn ich meinem Dalec seine künftige Bestimmung sage, so wird er nicht so fähig dazu werden, als wenn er sie gar nicht weiß. Wirst du sie erfahren, so kannst du ihm nicht das große und göttliche Muster seyn, dem er sich nachbilden soll, und würden es auch die wissen, mit denen er dereinst in Verbindung treten soll, so würden auch sie dem großen Zweck nicht entsprechen. Du siehst also, würdiger Imam! daß wir mit Recht das Geheimniß der Zukunft ehren, und daß der Weise, dem große Dinge anvertraut werden, auch in dem Stück Gott ähnlich werden

müsse, daß er alles verschweigt, was nicht nothwendig gesagt werden muß.

Sey du wachsam, und wenn du uns verdächtig findest, so untersuche, findest du uns strafwürdig, so strafe, und findest du uns liebenswürdig, so liebe uns!

Ibrahim staunte über die Weisheit dieses Mannes, und lud ihn ein, am Hof zu bleiben, allein Mirza schlug dies gnädige Anerbieten mit den Worten aus: ich habe mich gewöhnt, in der Einsamkeit mit Gott umzugehn, dies ist mir zur Nothdurft geworden, daher bin ich im beständigen Umgang mit Menschen nichts nütze. Der Imam beschenkte nun noch Mirza, und ließ ihn dann mit dem Versprechen, sein Geheimniß nicht zu erforschen, in seine Einsamkeit zurückkehren.

Dalec lernte bald, was er zu lernen nöthig hatte; er bildete sich nach dem Imam Ibrahim, ohne nur den Gedanken zu haben, daß ihm diese Bildung etwas helfen könne; der verborgene Trieb in ihm drängte ihn zur Nachfolge dieses königlichen Musters.

So verliefen Tage, Wochen und Monathe, und bald, ehe man sichs versahe, war der Termin verflossen. Jetzt machten sich nun Mirza und Dalec zur Abreise bereit; sie beurlaubten sich von dem Imam, der um ihren Abschied trauerte, und Dalec auftrug, ihm Nachricht zu geben, wenn sich das Räthsel seiner Bestimmung entwickelt hätte.

Mirza und sein Pflegesohn kehrten nun mit ihren Kameelen und mit ihrem Knecht wieder zurück in ihre Heimath, wo sich Alberith des Sohnes freute, aber nicht begreifen konnte, wie er ein so großer Herr geworden sey? — Noch unbegreiflicher war ihm die Ursache, und wozu das nützen könnte? Gomar aber, der nun nicht mehr Mirza war, verwieß ihn aufs harren, so würde er alles erfahren; damit konnte Alberith für diesmal nach Hause gehn, Habar aber blieb bei dem Einsiedler.

Als der bestimmte Tag heran nahte, so sprach der Greis zu Habar: der Zeitpunkt ist gekommen, an welchem dein großes Schicksal entschieden werden soll; mache dich fertig, morgen werden wir nach Thhafar reisen!

Große und ungewohnte Empfindungen bestürmten das Herz des Jünglings, und hohe Ahnungen, deren Flammenzüge er aber nicht lesen konnte, wehten seinen Augen vorüber! — Aber Vater Gomar! — fing er an: was wird aus meiner Liebe? ein Königreich ist mir nicht Ersatz für den Verlust der geliebten Unbekannten.

Sey ruhig mein Sohn, erwiederte Gomar, und folge dem Wink der Vorsehung, du wärest eines Königreichs nicht würdig, wenn du es eintauschen möchtest, gegen eine reine lautere Neigung; scheint auch die göttliche Führung deinen Wünschen entgegen, am Ende wirst du mit hoher Freude erkennen, daß sie heilig und gut war.

Hadar schwieg und ergab sich gern in den Willen Gottes; am folgenden Morgen verließen beide das stille Thal, und gelangten nach drei Tagereisen in der Hauptstadt Tdhafar an.

Hier ließ nun der weise Mann den Jüngling zurück in der Herberge, und befahl ihm, sich stille zu halten, nicht vor die Thüre zu gehn, auch mit Niemand zu reden, und begab sich sodann in den Pallast des Königs. Abulmalek und seine Tochter freuten sich hoch der Ankunft des Einsiedlers, beiden, besonders aber Fatimen pochte das Herz ob der großen Entwickelung ihres Schicksals. Sie eilten in ihr geheimes Cabinet, und Gomar enthüllte sein Geheimniß folgender Gestalt:

Gott verleihe dir, mein König! und dir du holde Königstochter! Glück, Heil und Segen! — Mein Geschäft ist glücklich vollendet; der Mann, den die Vorsehung zum Nachfolger Abulmaleks und zum Bräutigam seiner Tochter Fatime bestimmt hat, ist hier in Tdhafar; er heißt Dalec, und ist ein würdiger Schüler und Freund des großen Imams Ibrahim von Yemen.

Der König und Fatime erblaßten, doch erholte sich Abulmalek bald und sprach: Gott segne den Imam Ibrahim, er ist ein frommer König, und Dalec sey mir als Nachfolger und Schwiegersohn willkommen! Die Wege Gottes sind anbetungswürdig und weise!

Noch schwieg Fatime, doch da auch sie reden mußte, so sprach sie: auch mir sey Dalec willkommen, weil es Gott so haben will — gerne hätte ich gegen die Hirtenhütte mein Königreich vertauscht, wenn es meine hohe Pflicht erlaubte! — Ich verehre den Willen des Erhabenen, denn Er will immer das Beste.

Freudig erwiederte Gomar: große und edle Jungfrau! du würdest ohne diese Gesinnung nicht verdienen Königin zu werden. Aber nun erlaubet mir meinen Dalec zu holen!

Gomar eilte zur Herberge. Habar, so sprach er, der Zeitpunkt ist da, wo die Vorsehung dein Schicksal enthüllt, verehre sie in tiefer Demuth, und verherrliche ihren erhabenen Gang durch Gottähnliche Handlungen! — Du bist der Nachfolger Abulmaleks Königs von Fartach, und der Bräutigam seiner Tochter Fatime!

Habars Empfindungen mit Worten ausdrücken zu wollen, wäre eine eben so vergebliche Mühe, als wenn ein Gefangener, der lange im Finstern geschmachtet hat, bei seiner Ankunft in der freien Luft, alsofort mit offnen Augen des Himmels Klarheit anstarren wollte. Erst nach und nach gewöhnte sich Habar an diesen großen vielumfassenden Gedanken, allmählig konnte er einen Theil des Gemäldes nach dem andern betrachten, und endlich das Ganze ruhig in einen Blick fassen, doch es fehlte der alles belebende

Geist

Geist seiner geliebten Unbekannten — er wiederholte seine ehemalige Aeußerung: Vater! fing er an: die Vorsehung erhebt mich auf eine Stufe, auf der mir schwindelt, aber deine Weisheit hat mich so geleitet, so gestärkt, daß ich diese Bürde auf meine Schulter nehmen und sie mit Gottes Hülfe tragen kann; nur das, was meine Seele liebt, fehlt mir — ich werde auf dem Thron in den Mittelpunkt meines Herzens schauen, und da eine dunkle Leere finden, die Fatime nie ausfüllen wird.

„Höre mich Hadar! Wenn uns Gott den Becher der Freuden voll süßen Weins schenkt, so mischt Er immer etwas Myrrhen darunter, damit er uns wohl bekomme, und wir uns daran den Magen nicht verderben mögen. Gehorche seinem Befehl und folge mir nun zum König!"

Ich gehorche, antwortete Hadar, Gottes Wege sind heilig und gut, und nie soll Fatime erfahren, daß ein andres Bild in meiner Seele lebt.

Sie gingen nun nach dem Pallast und in das Cabinet des Königs, wo Abulmalek und seine Tochter ihrer warteten; — da standen beide Menschenpaare gegen einander über; — hier Gomar und Hadar, dort Abulmalek und Fatime — überall den Himmel im Auge! Gomar! rief endlich der König: das war ein Meisterstück! Wer die Wege der Vorsehung Jahre lang studiert, antwortete der Weise: und dann so

schweigen kann, wie sie; der vermag unter ihrer Leitung solche Meisterstücke; lebt nun lange glücklich, fürchtet Gott, und wandelt treulich seine Wege, so wirds Euch wohlgehn! —

Hierauf kehrte Gomar wieder in seine Einsamkeit zurück, und Hadar ward ein frommer weiser und glücklicher König.

5.

Der arme Leinweber.

Eine wahre Geschichte.

In einem, von Straßen und Städten abgelegenen Dörfchen wohnte ein junger Leinweber, der war fromm und rechtschaffen, aber arm. Seine Frau, eben so fromm und gutherzig wie er, half ihm treulich am Handwerk mit Garnspulen vom Morgen bis an den späten Abend, und dennoch hatten die guten Leute oft Wochen lang nichts als abgekochte Kartoffeln mit Salz; aber sie waren glücklich, denn sie liebten sich, und hatten ein gutes Gewissen. Der liebe Gott hatte ihnen drei hoffnungsvolle Kinder geschenkt, die sie mit Sorgfalt erzogen, und zu allem Guten anleiteten; wer zu den braven Leuten kam, der freute sich ihres Frohsinns und ihres liebevollen Umgangs und mancher nahm gerne mit Kartoffeln in ihrer Mitte vorlieb, um sich zu laben an den christlichen Gesprächen des jungen Paares.

Einstmals an einem schönen Sommerabend kam ein wohlgekleideter Mann zu dem Leinweber;

er grüßte die Leutchen gar liebreich, und bat sie, ihm nicht übel zu nehmen, daß er noch so spät sie störe; ich mache eine Fußreise nach Weinsheim, sprach er, und kenne den Weg nicht, wollt Ihr wohl so gut seyn, und mich eine Stunde weit begleiten? hernach kann ich den Weg wohl selber finden, ich will Euch reichlich dafür belohnen. Flugs sprang der Weber von seinem Stuhl, zog seinen abgetragenen aber sauber geflickten Rock an, und schritt hurtig und freundlich vor dem fremden Herrn her.

Unterwegs sprachen die beiden von allerhand Sachen, und der Fremde war gar artig und zutraulich. Als es endlich ganz finster geworden war, stand der Unbekannte auf einmal still, zog ein Pfeifchen aus der Tasche, und pfiff so durchdringend, daß dem armen Leinweber ein kalter Schauer durch alle Glieder fuhr; in dem Augenblick stürzten acht bis zehn fürchterliche Kerls aus dem nahen Gesträuche hervor, und besprachen sich dann mit dem Fremden der ihr Hauptmann war, über den Einbruch einer nahen Mühle, den sie in der kommenden Nacht vorhatten. Der Anführer stellte ihnen hierauf den armen Leinweber als einen neuangeworbenen Kameraden vor, der zwar etwas furchtsam sey, welches sich aber bald geben würde. Der unglückliche Mann fiel auf seine Kniee und flehte um Erbarmen, aber der Räuber setzte ihm die Pistole auf die Brust, und brüllte: entweder gehe mit, oder stirb! dann faßten

ihn zwei zwischen sich, und schleppten ihn mit fort. Gegen Mitternacht langten sie bei der Mühle an, es wurde eingebrochen, und der arme Leinweber nebst noch einem Andern mußten Schildwache stehen. Allein man war diesen Spitzbuben auf die Spur gekommen: hier war ihr Maas voll, der Hauptmann, der Leinweber, und noch einige Andere wurden gefangen, die Uebrigen entflohen.

Indeß fing die arme Frau zu Hause an zu sorgen und zu zagen, ihr Mann blieb aus, und als er am Morgen noch nicht zurückkehrte, so wurde ihre Angst unaussprechlich; die Nachbarn gingen aus, ihn zu suchen, aber sie hörten und sahen nichts von dem Unglücklichen. Das arme Weib war trostlos, und noch wußte sie nicht einmal, welche Schreckenspost sie erhalten sollte. Gegen den Abend erst erfuhr man den Einbruch in der Bölzheimer Mühle, und zugleich daß der Leinweber mit dabei gewesen, nebst dem Anführer gefangen worden, und auf Tod und Leben im Gefängniß sitze. Jetzt ließ sich die Arme nicht mehr halten, sie überließ einer Nachbarin die Sorge für ihre Kinder, und lief was sie laufen konnte nach der Stadt hin, wo ihr Mann gefangen lag; ihr erster Gang war zu dem Amtmann, dem sie den Hergang der Sache erzählte so gut sie ihn wußte, und ihn dann fußfällig bat, ihren armen unglücklichen Mann zu befreien. Aber der Amtmann, der zwar von Herzen Mitleid mit ihr hatte, konnte ihr nicht helfen, denn die Sache mußte förmlich

nach den Rechten ausgemacht werden, doch erlaubte er ihr, ihn zu besuchen.

Unbeschreiblich ist der Auftritt, der nun erfolgte, die beiden Eheleute rangen die Hände zum Himmel, und riefen zu Gott dem Retter der Unschuld, dann suchte der Mann seine arme Frau zu beruhigen, und bat sie, sich fest an Gott zu halten, der sie gewiß in dieser schrecklichen Noth nicht verlassen würde, denn wenn er auch gefehlt hätte, indem er vielleicht lieber den Tod hätte vorziehen sollen, anstatt daß er mit den Räubern gegangen wäre, so sey doch auch dem Allwissenden bekannt, daß er nur um seiner Familie willen den Tod gescheut, und aus Liebe zu ihnen schwach geworden wäre, in der Hoffnung, Gott, der seine Unschuld wisse, werde ihn aus dieser Noth erretten. Dann trennten sich die guten Leute, gestärkt im Vertrauen und im Aufblick zu ihrem himmlischen Vater, und die Frau kehrte wieder zu ihren Kindern zurück, doch besuchte sie ihren Mann oft, und bei jeder Zusammenkunft stärkten sie einander im Glauben und im gemeinschaftlichen Gebet.

Aber die Obrigkeit war durch viele aufeinander folgende Einbrüche veranlaßt worden, die Gesetze zu schärfen, und nach diesen hatte auch der arme Leinweber den Strang verdient, weil er bei der Bande war ergriffen worden. Was aber das Schlimmste war, der Räuberhauptmann hatte mit seinen Kameraden verabredet, sie wollten den Lein-

weber an den Galgen bringen, es möge kosten was es wolle; demnach waren sie untereinander einverstanden, was jeder bei dem Verhör seinetwegen aussagen sollte. Der Anführer behauptete, er sey schon bei mehreren Einbrüchen gewesen, und gab dann die Orte an, und mit dieser Aussage stimmten die Uebrigen überein; wenn dann der Amtmann Alle zusammen verhörte, und der arme Leinweber seine Unschuld betheuerte, so wußten die Räuber ihre Behauptung so wahrscheinlich zu machen, daß kein Zweifel mehr übrig blieb, ja sie konnten ihm ins Angesicht sagen, ob er sich denn nicht vor Gott fürchtete, daß er so läugne? — So ging es von einem Verhör zum andern, und der arme unschuldige Leinweber hatte keine Vertheidiger als heiße Thränen.

Endlich wurden die Akten geschlossen, und dem Blutgericht übergeben; dies verfaßte nun kaltblütig das Urtheil, der Leinweber sollte zuerst gehängen werden, und sodann auch die Uebrigen, nachdem sie die Hinrichtung des Ersten mit angesehen hätten; nur mit dem Unterschied, daß ihre Leichname geviertheilt und aufs Rad geflochten würden. Nachdem der Fürst dies Urtheil unterschrieben, wurde es den Gefangenen bekannt gemacht, und zugleich auch bestimmt, daß es in drei Tagen vollzogen werden sollte. Das Mitleiden mit dem Leinweber war in der ganzen Gegend allgemein: denn jedermann hielt ihn für unschuldig; nur daß

er nicht hätte mitgehen sollen, war die allgemeine Stimme; der Pfarrer, der ihn copulirt hatte, besuchte ihn oft, und fand ihn, wie man leicht denken kann, in den traurigsten Umständen; er suchte ihn durch Trostgründe der Religion aufzurichten, und betete mit ihm auf die rührendste Weise, so daß der gute Mann endlich Muth faßte, und sich in die Vaterarme seines Gottes kindlich übergab. Seine Frau rief laut zum lieben Gott um Rettung, und am Tage vor der Hinrichtung lief sie so wie sie ging und stand, mit fliegenden Haaren nach der Residenz, und verlangte mit der Fürstin zu sprechen. Nun traf es sich gerade, daß des Mittags über Tafel eine Geschichte war erzählt worden, von einem armen Hausvater, der unschuldig sey hingerichtet worden; dies hatte Anlaß gegeben auch von dem gefangenen Leinweber zu reden, denn die Sache war auch am Hof bekannt, und der Fürst darüber bedenklich geworden. Die Frau wurde augenblicklich vorgelassen. Ihr ehrliches liebenswürdiges Gesicht und ihre Wehmuth sprachen so laut, daß der Fürstin sogleich die hellen Thränen über die Wangen liefen, und sie von der Unschuld ihres Mannes überzeugt wurde; sie führte augenblicklich das arme Weib zum Fürsten; auch er wurde zu Thränen gerührt, und sagte: gute Frau! euer Mann soll leben; ich will sogleich jemand abschicken, der dem Amtmann diesen Befehl überbringt. Das war aber auch hohe Zeit, denn es war

Abend, und den andern Morgen um neun Uhr sollte der Leinweber zum Galgen geführt werden. Zudem hatte der Courier zehn Stunden zu reiten. Die Fürstin ließ darauf die Frau erquicken und dann eilte diese mit Himmelsfreude und mit lautem Dank gegen Gott wieder fort; allein sie hatte kaum zwei Stunden gelaufen, so konnte sie nicht weiter, sie mußte also einige Stunden ausruhen, so daß sie erst am folgenden Morgen um zehn Uhr wieder zurückkam.

Der Courier aber, der Gnade für den Leinweber bringen sollte, stürzte mit dem Pferd, und hatte einen Fuß verrenkt, so daß er nicht weiter konnte; zum Glück war er nahe bei einer Poststation, er blieb also da, und übergab dem Posthalter den Gnadenbrief, der ihn dann durch einen Postillon weiter schickte: dadurch wurde das Ueberbringen um etliche Stunden verspätet. Hiervon wußte der arme Leinweber nichts, und der Amtmann eben so wenig. Die Glocke schlug neun, und das arme Sündergeläute tönte schauerlich in einzelnen Schlägen, die Schulknaben kamen mit ihren Lehrern und sangen Todtenlieder, dann kam der Leinweber von seinem Pfarrer begleitet, dann der Räuberhauptmann neben den übrigen Gefangenen, und endlich der Scharfrichter mit seinen Knechten. Eine Menge Volks aus der Stadt und der umliegenden Gegend folgten dem Zug, der sich, von einer Compagnie bewaffneter Bürger begleitet,

langsam dem Hochgericht näherte. Der Leinweber sprach nichts, sein Kummer hatte weder Thränen noch Sprache, aber man sahe, daß er von dem Räuberhauptmann unaufhörlich beobachtet wurde. Nun kam der Zug am Galgen an, und der Leinweber wurde zur Leiter geführt; — in dem Augenblick kam ein Postillon gesprengt, und überreichte dem gegenwärtigen Amtmann einen großen Brief; er riß ihn hastig auf, und rief Gnade! Gnade! für den Leinweber. Nun entstand ein Jubel unter den Tausenden, der kein Ende nehmen wollte.

Aber der Räuberhauptmann bat sich vom Amtmann die Erlaubniß aus, zum Volk reden zu dürfen; und nachdem es ihm gestattet war, trat er auf das Blutgerüst und winkte der Menge zur Stille. Alles horchte auf, so daß man keinen Laut mehr hörte, und der Räuber rief laut: es ist ein Gott! und dieser Gott ist gerecht! — das glaubte ich nicht, daher fürchtete ich Ihn auch nicht, und erlaubte mir alle Sünden und Verbrechen. Aber es kamen mir doch oft in meinem sündlichen Leben Dinge vor, aus denen ich wohl vermuthen konnte, es sey ein Gott, der die Welt regiere; dies wollte ich nun gewiß wissen, und dachte, wenn ich einen durchaus unschuldigen frommen Menschen zu meiner Gesellschaft brächte, und ihn zwänge, an allen unsern Verbrechen Theil zu nehmen, so könnte der gerechte Gott, wenn es anders einen giebt, unmöglich zugeben, daß ein

solcher unschuldiger Mensch mit uns in gleiche Strafe verfiele; Er müßte ihn retten, wie auch jezt wirklich geschehen ist: denn der Leinweber ist vollkommen unschuldig, und ein frommer rechtschaffner Mann. Mit ihm hab ich die Probe gemacht, und Gott hat ihn gerettet. Ja wahrlich! es ist ein Gott, und ein gerechter Gott! — Und nun bat er um die Gnade, wieder ins Gefängniß gebracht zu werden, indem er versicherte, er habe noch wichtige Geständnisse zu machen. Er wolle alsdann seine Strafe gerne leiden, die er doppelt und dreifach verdient habe. Dem Räuber wurde seine Bitte gewährt; er und seine Gefährten wurden wieder zurückgeführt und in Ketten geschlossen.

Unterdessen hatte man den Leinweber erquickt und gestärkt, und so, wie man ihn aus dem Kreis brachte, liefen viele junge Männer herzu, hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn in die Stadt; andere sammelten Geld für ihn, so daß er einige hundert Gulden bekam. So wie man ihn die Straße herauf trug, kam seine Frau von ihrer Reise in die Stadt; sie sahe das Zusammenlaufen der Leute, und hörte das Rufen: sie bringen den Leinweber! er hat Gnade bekommen! und zugleich erblickte sie ihn auch von ferne, wie er mit Freudengeschrei auf den Schultern getragen, einherzog. Mit lautem Weinen des Entzückens folgte sie dem Zug ins Wirths-

haus. Der Willkomm der beiden Eheleute läßt sich nicht beschreiben. Sie wurden in einer Kutsche nach Hause gefahren, denn die schweren Leiden hatten sie so angegriffen, daß sie nicht gehn konnten. Durch das Geld, welches der Leinweber bekommen hatte, half er sich nun auf, und Gottes Segen war mit ihm; wenn er noch lebt, so kann er ein Greiß von fast siebzig Jahren seyn.

Die Geschichte trug sich zu, im Jahr 1788.

6.

Leonhard und Bernhardine.

„Was ist dir, lieber Leonhard? Warum bist du so traurig? Warum weintest du so still bei dir selbst, indem du längs dem Bache hin gingst? .... Ich sah es wohl und es that mir wehe. Kannst du deinen guten Vater noch immer nicht vergessen? Wenn dir sonst etwas übels begegnete, konnte dich Bernhardine, wie du selbst sagtest, jederzeit trösten; aber nun.... Ich glaube, du willst deinen Schmerz ewig machen, und das ist doch nicht recht.“

Liebe, gute Bernhardine! du weist nicht, wie mir zu Muthe ist; ich kann's dir auch nicht sagen. Du warst meine einzige, meine beständige Jugendfreundin. Du stilltest so manchen Sturm meiner Seele. Gewiß, es thut mir herzlich leid, daß ich dich, gutes Mädchen, betrübte. Aber ich kann nicht anders. Oder sag' mir: wie soll ich's anfangen, wieder froh zu werden?

„Wünschtest du das wirklich, mein Leonhard? — Gut. Sieh — hier tret' ich dir in den Weg der Schwermuth .... Schon wieder heftet sich dein

Blick auf die Trauerweiden des Ufers. Wende ihn davon ab! Sieh dort blühen Rosen und Lilien; mit stillem Jubel feiern sie ihrem Schöpfer. So sollte Leonhard Kronhelm ihm auch feiern."

Ja das sollt' ich. Kann ich es aber? o wie gerne thät' ichs! Mit glühenderm Dank als diese Rosen wollte ich ihm feiern — wenn — Bernhardine .....

„Nun?"

Ich kann das Wort nicht aussprechen.

„Aber doch denken. Und was du denken darfst, das darfst du mir auch sagen. Ich dächte, das wüßtest du doch."

Ja meine Freundin, ja! und so höre denn; — — Aber höre auch du, Vater der jungen Raben! meine Mutter und meine kleinen Geschwister leiden Noth — sie — hungern!

„Leonhard!.... Die Sonne hat es gehört; sie wirft einen Schleier über ihr Angesicht; sie weint. Sieh, ihre milden Tropfen sind auf meine Hand gefallen. Fühlst du sie nicht auch? — Ja, sie weint. Der Gedanke thut mir wohl. — Komm, Leonhard, wir sind allein; wir wollen hier neben einander knieen, und den großen Vater um Brod bitten. Unsre Schwester, die Sonne, betet mit uns. Auch meine Mutter, auch meine kleinen Geschwister drückt der Mangel."

Leonhard starrte bei diesem Geständniß Bernhardinen an, preßte seine Lippen auf-

einander und suchte seiner Empfindung Herr zu werden. Umsonst; ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen. Das holde Mädchen blickte heiter, trocknete Leonhards Wangen, und zog ihn nieder auf den Rasen. Das schuldlose Paar kniete zwo unaussprechliche Minuten, schweigend, im dunkelsten Gebüsche des fürstlichen Gartens, nahe am silberhellen Bach, der die tiefe Stille nur durch sein leises Murmeln unterbrach. Ob sie der, welcher das Ohr gemacht hat, gehört habe — das kann derjenige beantworten, der wirklich aus der Fülle des Herzens zu beten versteht; aber auch der, welcher diese meine Erzählung liest, und sie für das nimmt, was sie ist — Wahrheit.

Jetzt standen sie auf, und empfanden jenen tiefen, innern Frieden, dessen nur die bessern und reinern Seelen sich erfreuen, indem sie dem Urquell alles Lichts, aller Güte und aller Vortrefflichkeit sich nahen.

„Mir ist so leicht, sagte Bernhardine; es kommt mir vor, als sey unser Gebet erhört. Ich fühl' mich so ruhig, so heiter, als wenn wir alles genug hätten. Wie ist's dir, Guter?

Eben so. Das Hungern scheint mir jetzt eine Kleinigkeit. Aber da fällt mir wieder etwas ein, liebe Bernhardine, das mir die Zeit her öfters in den Sinn kam. Ich schlug mir's allemal aus dem Kopf, denn es fehlte mir an Muth zur Ausführung. Jetzt fühl' ich, daß ich ihn habe. Mein

güter Vater wollte mich, wie du weißt, studieren lassen. Er hätte es auch gekonnt, wenn er länger am Leben geblieben wäre. Nun aber fällt das weg, wiewohl ich alle nöthige Vorbereitungen dazu gemacht, und sämmtliche Classen des Gymnasiums durchlaufen habe. Freilich geht auch meine Neigung vorzüglich auf die Wissenschaften; aber es kann nicht seyn. Sieh — statt dessen will ich jetzt geschwind ein Handwerk lernen. Ich bin jung, gesund, stark und begreife leicht etwas.

Das Lehrgeld kann ich aus meinen Büchern bestreiten. In ein paar Jahren bring' ich es soweit, daß ich meine Mutter und Geschwister hübsch ordentlich ernähren kann. Ich werde fleißig seyn und mich der Arbeit nicht schämen. Vielleicht, liebe Bernhardine, segnet mich die Vorsehung gar so viel, daß ich (ihre Hand mit Wärme ergreifend) dich mit versorgen kann. Wirst du dann ganz die Meine seyn wollen? — Deine Mutter und deine Geschwister sollen es auch gut haben.

Bernhardinens Wangen erglühten höher; sie schlug das liebevolle, freundliche Auge nieder und lispelte ein leises Ja! Leonhard wollte sie umarmen, aber heilige Ehrfurcht vor dem reinen, himmlischen Wesen hielt ihn zurück. Jetzt hefteten beide den dankvollen Blick in die Höhe, ihre Hände ruhten in einander, aber ihre Gefühle konnten keine Worte finden. Warm und mild strahlte die Sonne vom heitern Frühlingshimmel auf die

Liebenden

Liebenden herab, sie hatte ihren Schleier weggelegt und ihre Thränen getrocknet. Der Hain schien verklärt, und göttlicher Friede rauschte fast hörbar herab von den ewigen Hügeln auf das junge Grün der Blätter.

Endlich unterbrach Bernhardine das Schweigen. „Lieber Leonhard, sagte sie, ich hab' einen andern Einfall. Er kommt mir plötzlich, und, glaub' ich, nicht von ungefähr. Du weißt, ich bin nicht ungeschickt im Putzarbeiten, es geht mir von der Hand; an Geschmack fehlt es mir auch nicht, und unsere beiden Mütter verstehn von der Sache gleichfalls etwas. Meine Schwester kann ich auch schon zuziehn. Was meinst du? ich will arbeiten, die andern helfen so viel sie können, und du veräußerst dann dasjenige, was wir verfertigen; du gehst damit in die Häuser und stehst damit auch auf den Jahrmärkten aus. Mag unser Verkehr und unser Absatz im Anfang immer klein seyn; es wird sich schon bessern. Vielleicht hilft uns Gott, daß wir auf die Art unsere beiden Familien ernähren können, ja wohl am Ende so viel vor uns bringen, daß du einen ordentlichen mit weniger Beschwerden verknüpften Handel führen kannst. Und das wäre, nach meiner Meinung, noch besser als wenn du studiertest."

Braves, gutes Mädchen, sagte Leonhard nach einigem Bedenken, dein Plan ist recht hübsch; er gefällt mir, nur eins ist dabei zu erinnern.

„Und das wäre?"

Du hast nicht überlegt, daß wir ein schönes Stück Geld zum Einkauf der Waaren brauchen. Denn welcher Kaufmann, oder Krämer wird dir borgen? Doch — meine Bücher können auch hier aushelfen.

„Nein, für's erste sollst du sie wenigstens noch behalten. Sie sind dir so lieb; wir wollen sie nicht eher veräußern, bis wir gewiß wissen, es giebt kein anderes Mittel. Noch weiß ich deren keins; aber ich fühle, es wird gut gehen. Morgen wandere ich zum hiesigen Kaufmann Ringberg, und bitte ihn, daß er mir für den Anfang etwas borgt."

Mit diesen Worten traten sie aus dem Gebüsche hervor; Ruhe und Heiterkeit strahlte von ihrem Angesicht; alles war Leben und rege Wonne um sie her, und über ihnen lief die Sonne ihren Weg wie ein Held, und begann sich von ihrer Höhe herab zu senken, um auch entfernten Nationen Wärme, Licht und Freude zu bringen. —

Unbefangen wandelte das holde Paar Hand in Hand, am Saume des Gebüsches hin. Das Winken, das Wispern, das zweideutige Lächeln der übrigen Spaziergänger, welche sie aus dem Dunkel des Hains hatten kommen sehen, kümmerte sie wenig; sie merkten nicht einmal darauf. Als aber nach einigen Schritten ein Freund ihrer seligen Väter ihnen begegnete, und ihnen die Erinnerung gab: „Junge Leute mögen noch so unschuldig seyn, sie müssen sich auch keinem Verdacht

aussetzen" — da wurden sie bestürzt. Inzwischen sammelten sie sich bald, beantworteten die Warnung mit gebührendem Dank, und Leonhard setzte hinzu: Wenn man zu Gott um Brod bittet, dann ist aller Verdacht der Art ungegründet." Bernhardine schlug blos die Augen auf; eine große Thräne zitterte in denselben, und durch diese strahlten Sittsamkeit und Herzensreine so überzeugend, daß der gutmeinende Freund es aufrichtig bereute, dem Zartgefühl dieser schönen Seele nur durch einen Laut zu nahe getreten zu seyn. Beiden drückte er mit inniger Theilnahme die Hand und sagte: „Guten Kinder! Gott weiß es; es geht mir nicht besser als euch auch!"

Schnell entfernte er sich, die jungen Leute blickten ihm mit staunendem Mitleid nach, und schritten langsam weiter. Schrecklich! — sagte Leonhard, schrecklich! auch der ehrwürdige Rath Isbrand leidet Noth, Gott! wie vielen und großen Jammer kann ein einziger Mensch anrichten. Wehe dem Lande, dessen Fürst ein Kind ist! das kann man bei uns mit Recht sagen. Aber auch: wehe dem Vormund, wenn der Prinz einst volljährig wird! — „Ja wohl, entgegnete Bernhardine; dein Vater bei der Regierung, der Meinige an der Kammer, und Isbrand bei der Justizkanzlei — alle drei waren von jeher dem Minister ein Dorn im Auge. Ich glaubte aber doch, der Rath hätte eigenes Vermögen. War das nicht der Fall, so hätte er auch sein

Amt nicht niederlegen sollen.“ .... Liebe Bernhardine, fiel Leonhard ein, du urtheilst zu voreilig, ohne reife Ueberlegung. Sag' selbst; soll ein ehrlicher Mann lieber Unrecht thun, als Mangel befürchten; oder lieber Mangel befürchten, als Unrecht thun? denn beim ehrlichen Manne bleibt es beim befürchten, höchstens kommt es zu einigen dunkeln Prüfungsstunden, zum Verhungern gewiß nicht. Wie viel Muth, welches Vertrauen äußertest du selbst nicht vor wenigen Augenblicken? Du wiesest mich zurecht; ich dank' dir dafür; muß dich nun aber selbst darauf zurück führen.

Eine leichte Schaamröthe überflog Bernhardinens Wangen, sie drückte ihrem Geliebten die Hand und sagte: „verzeih' mir, Leonhard, das lieblose Urtheil! Gott ist mein Zeuge, ich will nicht wieder so vorschnell seyn..... Aber hör' einmal; wir kommen nahe bei Pastor Huldmanns Hause vorbei; sollen wir ihn nicht eben besuchen? Er hat so ganz mein Vertrauen, und über unsern vorher gefaßten Entschluß möcht' ich gerne mit ihm sprechen. — Es waren doch schöne Tage, als er Hauslehrer unserer beiden Familien war; durch ihn machten wir nur ein Ganzes aus. Er bildete unsern Kopf, noch mehr aber arbeitete er auf unsre Herzen hin. Ohne ihn hätten wir schwerlich heute die schöne Stunde im Garten gehabt.“

Du hast Recht, meine Gute! Aber von unsrer Liebe, und daß du ganz die Meine werden willst—

davon wollen wir ihm nichts sagen; er möchte das zu voreilig finden.

„Nein, davon wollen wir schweigen; die Freude wollen wir noch für uns behalten.“

Sie wandten sich nach dem Pfarrhause; Huldmann stand am Fenster und sah, wie sie sich an der Hand führten, wie sie seiner Thür rasch und freudig zueilten. Er ahnete etwas neues, und da er die jetzigen Umstände beider Familien genau kannte, so lief er ihren entgegen und sagte: „Kinder! ihr seyd ja so traulich, so freundlich; was giebts? Leonhard erwiederte: Lieber Herr Pastor, sie wissen um unsere gewiß nicht angenehme Lage. Um meine Schwermuth aufzuhellen, ging ich in den fürstlichen Garten. Ich wandelte einsam am Bache, da kam mir Bernhardine entgegen. Wir klagten einander unsre Noth; unsere Herzen waren voll; wir knieten im Dunkel des Gebüsches nieder, und schütteten unser Anliegen vor dem aus, den Sie uns als den besten, liebevollsten Vater haben kennen gelehrt. Dadurch fanden wir uns wunderbar gestärkt und getröstet; in uns beiden regte sich ein lebhafter Trieb, irgend etwas anzufangen, um unsre Familien dadurch zu ernähren. Bernhardine will Putzarbeit machen, und ich will durch das Land reisen, um sie zu verkaufen.

„Liebster, liebster Herr Kronhelm!... Doch — ich will Ihnen keine Einwendungen, keine Schwierigkeiten machen. Sie haben gebetet,

und darauf ist Ihnen dieser Entschluß geworden. Gottes Wege gehen oft durch Gegenden der Unwahrscheinlichkeit am nächsten zum Ziele. — Aber wo bleibt nun das Studium?"

Es thut mir leid genug, es aufgeben zu müssen; allein wo sollt' ich das Geld dazu hernehmen? Und wenn das auch nicht wäre, wie lange würde ich auf ein Amt warten müssen? Wie lange würd' es dauern, bis ich meine Mutter und Geschwister ernähren könnte? Wenn aber auch alles gut ging .... Leonhard stockte und wurde roth; Bernhardine sah den Prediger von der Seite verlegen und schamhaft an. Der gute Huldmann merkte, was dahinter steckte, fuhr aber fort: „Nun was denn noch mehr?"

Stotternd versetzte Leonhard: Nun ja! so ist denn doch die liebe Lindheimische Familie noch nicht versorgt. Dazu ist Bernhardine als Frauenzimmer zu schwach. — „Gott segne euch, meine Kinder! Behaltet euch einander nur recht lieb, und betragt euch so brav wie bisher. Der Herr wirds versehen. Redet recht oft mit Ihm, so wie ihr es heute gethan habt."

Nun brachte auch Bernhardine ihr Anliegen vor. Sie fürchtete, Herr Ringberg möchte ihr nicht borgen, daher bat sie den Prediger, zu ihm hin zu gehen, und ein gutes Fürwort für sie einzulegen. Er versprach es. Mit leichtem Herzen sagte ihm das edle Paar Lebewohl, und jedes von ihnen ging mit freudiger Zuversicht nach Hause.

Hier wurde die Sache, gleich in der ersten Wärme, den beiden Müttern vorgetragen. Mit Thränen in den Augen erkannten diese die gute Meinung ihrer Kinder; allein die abhärmende Schwermuth ist ein Fieber, in welchem auch die kostbarsten Speisen bitter schmecken. Die Mütter zweifelten beide gar sehr am glücklichen Erfolg, doch legten sie den jungen Leuten keine Hindernisse in den Weg. Diese blieben fest und sagten, was Huldmann ihnen so oft eingeprägt hatte: „Dem Glauben ist alles möglich.“

Bernhardine konnte den folgenden Morgen kaum erwarten. Sobald sie glaubte, Herr Ringberg sey aus den Federn, lief sie hin und machte ihren Antrag. „Herr Ringberg, sagte sie, Sie wissen wie unsere Umstände sind. Gerne möcht' ich nun mit Nähen, Sticken und Putzmachen etwas verdienen; aber dazu muß ich allerlei Sachen haben, die man alle bei Ihnen bekommen kann; nur fehlt es mir an Geld. Wollen Sie mir wohl borgen? — So wie meine Arbeit verkauft ist, bezahl' ich Sie redlich.“ Nur stotternd und kaum hörbar brachte sie diesen Vortrag über ihre Lippen; auf ihren Wangen wechselte die Farbe jeden Augenblick. Mit weicher gerührter Stimme antwortete Ringberg: Mamsell Lindheim! Holen Sie, was, und wie viel Sie brauchen. Sie haben vollkommen Kredit bei mir.

Bernhardine trat einige Schritte näher, und sagte mit nassen Augen: Herr Ringberg! Gott belohne diese That; ich kann es nicht.

„Wenn er das thut, mein gutes Kind, so kommt mir der Segen nicht zu statten. Sie haben einen andern Wohlthäter, der aber durchaus unbekannt bleiben will."

Bernhardine stutzte über diese Aeußerung, und grübelte ein paar Augenblicke darüber nach. Bald aber sah sie von dem Werkzeug ab empor zu dem, der ihr Gebet so gnädig erhöret hatte, und ihr jetzt gleichsam ein Unterpfand davon gab, daß alles gut gehen werde. Bescheiden nahm sie nur so viel aus, als sie zum Anfang schlechterdings gebrauchte. Sie brachte es voller Freude nach Hause und gab sich unter Lächeln und Scherzen an die Arbeit. Jeder der helfen konnte, half. Der Kreis war so traulich; die Stimmung war so heiter; doppelt rasch ging es von der Hand.

Auch die edelsten Seelen gucken gerne durch das Schlüsselloch, was der Vater im Kabinet doch wohl mache? Auch Bernhardine, und alle, die Theil an ihrem Schicksal nahmen, hätten gerne gewußt, wer jener großmüthige Wohlthäter sey? Anfangs riethen sie auf den Pastor Huldmann, allein der hatte selbst nur ein nothdürftiges Auskommen; und Ringberg war, bei aller seiner Rechtschaffenheit, doch so sehr Kaufmann, daß er da nicht borgte, wo er keinen reellen Grund zur Erstattung wußte. Alles Gucken half also nichts;

man mußte sich zufrieden geben, und jenen Edlen im Dunkel lassen, in welches er sich selbst eingehüllt hatte. — Leonhard machte sich inzwischen zu seiner ersten Handelsreise fertig, damit er, sobald Bernhardine einen Transport bereit hätte, ihn sogleich auspacken, und seinen neuen Beruf antreten könnte.

Endlich war es so weit. Der gute Jüngling that seine Putzsachen sorgfältig in einen dazu gemachten Kasten, und Bernhardine setzte ihm den Preis jedes einzelnen Stücks in seine Schreibtafel. Seine Mutter weinte laut, als er den Kasten auf den Tisch stellte, und seine Arme durch die Tragriemen schob. Er mußte ihn nämlich der Größe wegen auf den Rücken nehmen. Auch ihm standen Thränen in den Augen, aber er ermannte sich, und sagte: „Liebe Mutter, wären Sie doch gestern bei unserm guten Huldmann in der Kirche gewesen! Er predigte darüber, wie man den Simon von Cyrene zwang, unserm Herrn das Kreuz nachzutragen. Da fiel ich selbst mir ein. Machen Sie doch nicht, daß man mich auch zwingen muß. Das Studieren wäre mir freilich weit angenehmer; aber es ist nun einmal so. Und gewiß, Mutter, es wird gut gehen.“ Er reichte ihr die Hand, küßte seine kleinen Geschwister, und wanderte fort. Als er bei Bernhardinens Wohnung vorbei ging, stand das holde Mädchen in der Thür. Leonhard trat zu ihr, sie sprachen ein paar

Augenblicke miteinander, dann drückte er schnell einen leisen Kuß auf ihre Wangen und schied mit einem herzlichen Lebewohl von der zärtlich geliebten Gespielin.

Mit geflügelter Eile verfolgte unser Freund seinen Weg. Noch war alles still auf den Straßen. Sobald er zum Thore hinaus, und in Gottes freier Natur war, wurde es ihm vollends leicht um das Herz. Indem er zwischen den Saatfeldern hinwanderte, sang er ein tiefempfundenes Morgenlied, welches der gute Pastor Huldmann erst vor kurzem gemacht hatte.

Eben dieser hatte ihm den Rath gegeben, er sollte nach Dosenburg reisen, und sich dort im Rußheimischen Laden melden. Dieser Kaufmann handle ins Große mit allen Arten von Galanterie- Bijouterie- und ähnlichen Waaren; habe immer eine Menge Menschen in Arbeit, und könne doch oft noch nicht alle Nachfragen befriedigen. Vielleicht kaufe er ihm den ganzen Vorrath ab, so daß er des lästigen Hausirens überhoben würde. — Diesen Rath befolgte der junge Krämer; er hielt den Weg nach Dosenburg. Sein Kasten war zwar nichts weniger als schwer, aber seinem Rücken war er ungewohnt. Leonhard sah' sich deswegen genöthigt, öfters zu rasten, und ehe zwei Stunden vergingen, war er lebhaft von dem Satze überzeugt: es sey ganz etwas anders, im Garten, im Wehen des Frühlings und an der Seite einer liebenswürdigen Braut Plane zu

machen, als sie nachher in der Schwüle des Sommers, oder in Regen und Wind mit dem Rücken und den Schultern auszuführen. Das fühlte er lebhaft, aber wankend wurde er deswegen nicht.

Von Birkenhain, wo Leonhard zu Hause war, bis nach Dosenburg, sind sechs starke Stunden. Ungefähr auf der Hälfte des Weges bemerkte er in einiger Entfernung einen sehr modisch gekleideten Reuter auf einem prächtigen Pferde daher traben; ein Reitknecht folgte. Bald erkannte er ihn für denjenigen, der er wirklich war, und machte sich gefaßt, neben seinem Kasten auch eine tüchtige Tracht Spottreden aufpacken zu müssen. Es war nämlich der junge Baron von Landwurm, der Sohn des Ministers, der jetzt während der Minderjährigkeit des Prinzen Ferdinand von Birkenhain, das Fürstenthum mit Schröpfköpfen regierte. Obendrein hatte er ein paar Dutzend Blutigel in seiner Familie, die er neben die Schröpfköpfe anzusetzen pflegte. Denn er behauptete den sehr einträglichen Satz: „Der Bauer ist nie fleißiger, und betriebsamer, als wenn sein Beutel leer ist;" — ein Satz, den alle türkische Bassen, alle persische Satrapen und Archisatrapen, oder auch viele andre Machthaber aus dem Grunde studiert und praktisch anzuwenden gelernt haben.

Kaum erblickte der junge Baron unsern Leonhard, als er, voll Erstaunen, dicht an ihn heran

ritt. „Der Henker! rief er; was fangen Sie an? Was ist aus Ihnen geworden? Was haben Sie auf dem Rücken? . . . . Vielleicht ein Guckkasten? Oder eine Zauberlaterne? . , . . Oder gar ein Murmelthier? . . . .“

Nichts von alle dem, Herr Baron. Es ist ein Krämerkasten, in welchem ich Waaren zum Verkaufe herum trage. Ich möchte gerne etwas verdienen, damit meine Mutter und Geschwister Brod haben, an dem es uns die Zeit her manchmal gefehlt hat.

„Ei, ei! das nenn' ich brav; das ist schön! Und wenn man mit hübschen Mädchen so in den Sträuchen herumkriecht — das hat man nicht umsonst. Solche Freuden kosten Geld.“

Herr Baron! Ihr Spott ist sehr giftig, er ist Otterngift. Aber ich hab' in meinem Herzen ein unfehlbares Gegenmittel.

„Pah! das ist mir sehr gleichgültig; ich versteh' gar nicht einmal was Sie damit sagen wollen.“

Das glaub' ich sehr gerne. Wem die Materie von schlechten Dirnen und Sträuchen geläufig ist, der versteht nichts von den Gefühlen eines schuldlosen und unbefleckten Herzens.

„Hol mich der . . . . . . wenn ichs begreife!“

Wie's gefällig ist!

Der Baron ließ sein Pferd noch ein paarmal kourbettiren, musterte Leonharden vom Kopf

bis zu den Füßen, schlug ein schallendes Gelächter auf und sprengte davon.

Leonhard setzte seinen Weg gleichfalls fort; aber er weinte, daß er schluchzte. Das Otterngift des Barons brannte in allen seinen Nerven; sein Blut kochte, und das Gegengift wollte lange nicht wirken. Der Gedanke: „Gott räche mich und Bernhardinen mit blutiger Rache!" schwebte auf seiner Zunge. Zu wiederholten malen wollt' er ihn aussprechen, aber er fühlte das Unrecht desselben. Erst nach einer Stunde legte sich die Heftigkeit. Er erinnerte sich daran, wie oft und sehr ihm Huldmann Versöhnlichkeit zur Pflicht gemacht habe, und endlich sagte er: „Nein, Vater, räche mich nicht, sondern vergieb ihm. Der bedauernswürdige Mensch ist übel genug dran, er weiß nicht, was er thut, was er treibt." — Leonhards Seele wurde wieder ganz still und heiter; die ewige Gottheit spiegelte sich in derselben, wie die Sonne sich in krystallnem Wasser spiegelt. Sein Kasten dünkte ihm leichter, früh am Nachmittag hielt er damit seinen Einzug in Dosenburg.

Nachdem er ein wenig ausgeruht und eine kleine Erquickung zu sich genommen hatte, ließ er sich das Nußheimische Haus zeigen. Er trat in eines der großen Waarenlager, und bewunderte die Menge und Kostbarkeit der Gegenstände, welche von allen Seiten ihm entgegen blitzten; so wie die große Zahl der Bedienten und der Käu-

fer. Fast reute es ihn, daß er mit seinem Wenigen dahin gegangen war. Indessen — er war einmal da, und eine geheime Ahnung sagte ihm, daß er nicht umsonst gekommen sey. Er fragte nach Herrn Rußheim, gab zugleich seinen eigenen Namen an, und einer von den Bedienten ging, ihn zu melden. Augenblicklich kam er zurück, und führte Leonharden in ein schönes, sehr elegant möblirtes Zimmer. Madame Rußheim saß der Thüre gegenüber auf einem Sopha und strickte; ihr Gatte aber stand mit einem ältlichen, dem Ansehn nach sehr vornehmen Herrn am Fenster, und war mit demselben in ein ernstes Gespräch vertieft. So wie der gute Jüngling zur Thüre hinein trat, heftete Madame Rußheim einen höchst bedeutenden Blick auf ihn. Leonhard wär' dadurch beinah in Verlegenheit gerathen; allein er bemerkte, daß plötzlich eine Thräne in das offene große Auge des edlen Weibes trat, und dies gab ihm seine Fassung wieder. Auch die beiden Herrn brachen sogleich ihre Unterredung ab, und richteten ihre Aufmerksamkeit auf Leonhard. Stotternd und von einer lebhaften Röthe überflogen, brachte dieser sein Anliegen vor. Man ließ ihn seine Sachen auspacken, und in wenigen Minuten war der ganze Handel beendigt. Madame Rußheim kaufte ihm alles in Bausch und Bogen ab, und zwar zu einem so hohen Preise, daß Leonhard sich nicht genug darüber freuen und wundern konnte. Aber

des Freuens und Wunderns ward noch mehr, als Herr Rußheim nun auch von einem ganz andern Handel mit ihm zu reden begann.

„Lieber Kronhelm, sagte dieser, ich weiß von Pastor Huldmann, aber auch noch aus andern Quellen, wozu Sie zu gebrauchen sind. Ich habe einen Sohn, der künftigen Herbst auf die Universität ziehen, und die Rechtsgelahrtheit studieren soll. Sie sind ungefähr zwanzig, und mein Sohn ist bald achtzehn Jahre alt. Sie können ihm nicht blos zum Gesellschafter, sondern schon zum Führer dienen. Dazu wähle ich Sie, lieber Kronhelm, und ich hoffe, Sie werden diese Stelle nicht ausschlagen.

Wer beschreibt, was in diesen Augenblicken in Leonhards Seele vorging? — Als die erste Bestürzung vorüber war, entgegnete er: „Herr Rußheim, der Antrag, den Sie mir machen, ist so erwünscht, und Ihre Meinung von mir ist so vortheilhaft, daß ich auf beides zu antworten nicht im Stande bin; sondern nur durch mein eifrigstes Streben für das Erste danken, und das Zweite durch Gottes Hülfe bewahrheiten kann. Mit inniger Freude ergreife ich Ihren ehrenvollen Vorschlag; nur eine Bedenklichkeit steht mir im Wege. Ich verhehl' sie Ihnen nicht. Was würde in dem Fall aus der Lindheimischen und aus meiner Familie? Beide bedürfen meiner; ich bin mich ihnen schuldig."

Für die ist gesorgt, lieber Kronhelm; jeder ist eine Pension von 400 Thalern bewilligt. Die Reskripte sind schon ausgefertigt.

Das war dem guten Jüngling zu viel; er wankte und mußte sich an einen Tisch halten. Gerne wäre er auf die Kniee gesunken — aber das ging nicht an: denn so etwas gehört ins dunkle Gebüsch, oder ins Kämmerlein, wo man die Thüre hinter sich zuschließt. Ein Strom von Thränen schaffte seinem vollen Herzen Luft.

Nachdem er sich erholt hatte, sagte er: Gott vergelte es dem, der diese Wohlthat für unsere Familien auswirkte! Wie war das aber nur beim Herrn Minister möglich?

„Der ist dabei gar nicht gebraucht worden. Danken Sie Gott, und überlassen dem die Belohnung Ihrer Wohlthäter: denn die wollen durchaus nicht bekannt seyn."

Der Fremde, welcher bisher kein Wort gesagt hatte, setzte mit sanfter, aber eindringender Stimme hinzu: „Fahren Sie fort, so redlich zu denken und zu handeln, wie Sie bis jetzt gethan haben. Der Lohn dafür wird nicht ausbleiben."

Nun machte Herr Rußheim Leonharden mit den Pflichten bekannt, die er in seiner künftigen Stelle zu erfüllen, so wie mit den Vortheilen, welche derselbe zu genießen haben sollte. Sie bestanden hauptsächlich in folgendem: Er sollte mit dem jungen Rußheim alle nothwendige Kol-

Kollegien besuchen, und zu Hause das Gehörte mit ihm wiederholen; er sollte die Kasse führen, und alle Ausgaben genau berechnen; er sollte dafür sorgen, daß der religiöse und moralische Sinn des ihm anvertrauten Jünglings vervollkommnet, und dieser überhaupt zu einem gelehrten, rechtschaffenen und brauchbaren Manne gebildet werde. Dagegen hatte er eine vollkommen freie Station, jährlich dreihundert Gulden Gehalt, und nebenbei noch von Zeit zu Zeit etwas Außerordentliches zu erwarten. Leonhard fand dies, bei seinem einfachen, genügsamen Charakter, mehr als reichlich. Von Herzen war er mit allem zufrieden, bezeugte dieses Herrn Rußheim, und sehnte sich nun in die Einsamkeit, um den Gefühlen seines Innern ungestört nachzuhängen. Deswegen wollte er sich beurlauben, seinen Kasten aufpacken, und noch diesen Abend den Rückweg nach Birkenhain antreten. Allein Herr und Madame Rußheim baten ihn, heute und morgen zu verweilen, und Ersterer fügte hinzu: „Vermuthlich kommt mit der morgenden Post das Reskript, wegen den Pensionen für beide Familien, vom Obervormund, dem Herzog von Bellar unterzeichnet. Sie können dann die frohe Nachricht Ihren Lieben um so viel gewisser überbringen." — Leonhard ließ sich bereden; vorzüglich auch darum, weil ihn die Seinen noch nicht so bald erwarteten. — — Jetzt

lernte er die treffliche Familie, mit der er in nähere Verbindung treten sollte, genauer kennen. Nach wenigen Stunden war er in ihrer Mitte völlig wie zu Hause. Sein künftiger junger Freund vereinigte viele der ausgezeichnetsten Eigenschaften in sich; sein Herz war eben so bieder, als sein Kopf offen. Leonhard empfand darüber die reinste, lauterste Freude. Herrn Nußheim gab er es zu wiederholten malen zu verstehen, daß er ihn und keinen andern für seinen eigentlichen Wohlthäter halte; allein dieser Mann dachte viel zu edel, als daß er ihn nur einen Augenblick in diesem Irrthum hätte lassen sollen. „Lieber Kronhelm, sagte er, ich habe an allen jenen Wohlthaten nur einen sehr geringen Antheil. Forschen Sie nicht weiter; es wäre vergeblich. Ich muß es Ihnen wiederholen: Ihre Freunde wollen schlechterdings unbekannt bleiben." Heiter und traulich verfloß der Abend. Ehe Leonhard seine Augen schloß, sandte er die feurigsten Wünsche zum Allvergelter für diejenigen, die ihn und seine Theuern unvermuthet und ungebeten so überschwänglich glücklich gemacht hatten.

Was man vermuthet hatte, geschah. Des andern Morgens langten die Reskripte zu Dosenburg an. Bei wem? — das wird sich zu seiner Zeit ausweisen. Genug; Nußheim erhielt sie, und zugleich die Nachricht, daß der Minister von Landwurm den gemessenen Befehl be-

kommen habe, die Reskripte sträcklich zu befolgen.

Leonhard schickte sich nun zur Abreise; den Kasten aber mußte er zurück lassen, denn der sollte im Rußheimischen Hause, als ein Denkmal kindlicher Liebe, aufbewahrt werden. Der genommenen Abrede gemäß, sollte übrigens Leonhard in sechs Wochen sein neues Amt antreten, und dann noch ein paar Monate in Dosenburg verweilen, um sich nebst seinem jungen Freunde mit Muse auf die Akademie vorbereiten zu können. Er versprach dies nochmals; steckte seine beiden Reskripte zu sich, nahm seinen Wanderstab, empfahl sich der trefflichen Familie, in deren Kreise ihm so wohl gewesen war, und ging nun, voll der seligsten Empfindungen, auf Birkenhain zu. Während des Gehens rief er alle gute Vorsätze, die er je gefaßt hatte, in seine Seele zurück. Er gelobte es sich selbst, treu zu seyn in seinem bevorstehenden Beruf; seine Zeit wohl anzuwenden, und all' seine Kräfte dahin zu vereinigen, daß er dereinst dem Staat und seinen Nebenmenschen, als ein rechtschaffner und brauchbarer Mann nützlich werden könne. Seine guten, frommen Gefühle verwandelten sich in ein herzliches Gebet; er blieb stehen, nahm seinen Hut ab, und heftete einen Blick voll Klarheit und Andacht zum Himmel.

In dieser edlen Stellung, ganz mit sich selbst beschäftigt, bemerkte er nicht, was um ihn vor-

ging; bemerkte nicht, daß jener verdrießliche Reuter, der junge Landwurm, ihm abermals entgegen kam. Plötzlich war ihm dieser auf dem Leibe; auszuweichen war nicht mehr möglich; offen und unbefangen ging er also dem Baron entgegen. Dieser stürmte sogleich auf ihn los und rief ihm mit lachender Wuth zu: „Nun Kerl, wo hast du deinen Bettelkasten gelassen? Vermuthlich irgendwo im Gebüsch?“.....

Herr Baron, mäßigen Sie sich! Ihre Frage verdient keine Antwort.

„Was? Du ......kerl! donnerte der Baron, kehrte seine starke, schwerbeschlagene Reitpeitsche um, und versetzte mit dem dicken Ende derselben dem guten Leonhard einen gewaltigen Hieb über den Kopf. Taumelnd sank dieser in den Graben neben der Chaussee; jener gab seinem Pferde die Sporen und beschloß mit einem fürchterlichen Fluche den empörenden Auftritt.

Leonhard kam inzwischen wieder zur Besinnung, und kroch aus dem Graben heraus. Eben hatte er den Fußweg betreten, und sich in die Höhe gerichtet, als ein Phaeton daher rollte, und ihm zur Seite still hielt. In demselben saß ein ältlicher und ein junger Herr; beide betrachteten Leonharden sehr aufmerksam. Dieser erkannte sofort in dem ältern Herrn denjenigen, der bei Nußheim am Fenster stand, der an ihm und seinem Schicksal so liebreichen Antheil genom-

men und ihm eine so väterliche Ermahnung gegeben hatte.

Mein Gott, lieber Kronhelm! sagte der Aeltere. War das nicht der junge Landwurm, der Sie so mißhandelte? Wir sahen es von ferne.

„Ja meine Herrn, der war's.“

Was haben Sie denn mit ihm? Wie kam er dazu?

„Nie in meinem Leben hab' ich einen Wortwechsel, vielweniger eine Streitigkeit mit ihm gehabt. Vor ein paar Tagen, als ich mit meinem Kasten nach Dosenburg ging, begegnete er mir fast auf dieser Stelle und spottete meiner auf eine bittre, niederträchtige Weise. Ich antwortete ihm in einem sanften Tone, und es blieb dabei. Jetzt machte er es eben so grob, und als ich ihm sagte, er sollte sich mäßigen, so erwiederte er das mit einem pöbelhaften Fluche, und mit einem derben Hieb über meinen unbedeckten Kopf.“

Wenn er Ihnen nur keinen Schaden gethan hat. Sie müssen die Sache von einem geschickten Wundarzt untersuchen lassen, und dann — den wilden Bösewicht verklagen.

„Das Erste werd' ich thun, sobald ich nach Hause komme; aber in Ansehung des Zweiten werden Sie mir erlauben, meinen Grundsätzen und meiner Ueberzeugung zu folgen.

Das heißt vermuthlich, Sie wollen nicht klagen. Aber warum nicht?

„Einmal, weil es nichts helfen würde: denn er ist der Sohn des Ministers; und dann, weil ich mir es zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht habe, nie Selbstrache zu nehmen."

Soll denn aber jeder Taugenichts Sie ungeahndet beleidigen und mißhandeln dürfen?

„Dagegen wird mich derjenige schützen, auf dessen Befehl ich mich der Selbstrache enthalte."

En verité, sagte jetzt der ältere Herr, indem er sich zum Jüngern wandte, je vous dis, que jamais je n'ai trouvé foi pareille. Der Jüngere beantwortete dies mit einem freundlichen zustimmenden Kopfnicken, reichte Leonhard die Hand, und nöthigte ihn sehr verbindlich, den leeren Platz im Wagen einzunehmen. Leonhard that es nach einigen bescheidenen Weigerungen. Er würde es standhaft ausgeschlagen haben; allein der Kopf schmerzte ihn, und er befürchtete nicht ohne Grund, daß er sich im Gehen erhitzen, und dadurch die Folgen seiner Quetschung verschlimmern möchte. Die Unterhaltung betraf während des Weges gleichgültige Gegenstände: denn als die beiden Fremden erfuhren, daß Kronhelm das Französische und Englische nicht blos verstand, sondern auch fertig redete, so konnten sie freilich von ihren eigentlichen Geschäften nicht sprechen. Doch fehlte es Leonhard deswegen gar nicht an Gelegenheit, seine mannigfaltigen Kennt-

nisse, und sein edles Herz, auch ungesucht, im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Seinen Begleitern blieb dies nicht unbemerkt; ihr Wohlgefallen an ihm und seiner Denkweise wurde mit jeder Stunde sichtbarer.

Hätte Leonhard, als er dem jungen Baron begegnete, seinen Hut aufgehabt, so würde der ihn geschützt haben; wenigstens wäre die Gewalt des Schlags gar sehr dadurch gebrochen worden. Jetzt aber schwoll sein Kopf zusehends, und zwar so, daß er, ehe sie Birkenhain erreichten, kaum mehr aus den Augen sehen konnte. Seine Begleiter erschöpften sich in herzlicher Theilnahme an seinem Unglück; versicherten ihn dabei aber auch sehr bedeutend „daß Ahndung und Strafe gewiß nicht ausbleiben würden." — Vor dem Thor wollte der bescheidene Jüngling absteigen; dies litten die beiden Fremden durchaus nicht. Sie ließen vor der kleinen Wohnung vorfahren, welche seine Mutter nach dem Tode ihres Mannes bezogen hatte. Leonhard dankte ihnen aufs gerührteste. Ehe er noch ausreden konnte, eilten jene weg, und kehrten in einem benachbarten angesehenen Gasthofe ein.

Leonhards geschwollner Kopf setzte, beim Hereintreten, Alles in Bestürzung, und der Unwille war, als er den Vorfall erzählte — wie man leicht denken kann — nicht gering. Als aber ein Wundarzt den Schaden untersuchte, die

beste Hoffnung gegeben, und auch Leonhard seine frohe Nachrichten mitgetheilt hatte — da verschlang die Freude jeden Kummer. Die beiden Mütter (denn Madame Lindheim war eben bei ihrer Freundin zum Besuch) waren für Entzücken fast außer sich. Alle Noth hatte jetzt plötzlich ein Ende. Sie selbst waren anständig versorgt, und konnten nun mit Hülfe ihres Fleißes auch ihren jüngern Kindern eine gewünschte Erziehung geben. Wer schildert die Ergüsse ihrer vollen, überströmenden Seelen?

Das Erste, wornach Leonhard sich erkundigte, war Bernhardine. Man erzählte ihm, sie sey unvermuthet zu einer vornehmen Dame auf das Land geholt worden; dort sollte sie mehrere Putzarbeiten verfertigen, und werde erst in einigen Tagen zur Stadt zurückkehren. Da man seine Fragen, die er in Absicht ihrer that, bestimmt und schnell beantwortete, so gab er sich zufrieden. Hätte man die reine Wahrheit gesagt, er würde dadurch in die lebhafteste Unruhe versetzt, und seine Kopfwunde verschlimmert worden seyn. Deswegen warnte man auch jeden, der ihn besuchte, mit keinem Laut Bernhardinens Geschichte zu erwähnen. Mit dieser hatte es aber eigentlich folgende Bewandtniß.

Das holde Mädchen, welches in der ganzen Fülle und Frische der Jugend blühte, hatte längst die wollüstigen Blicke des jungen Landwurms auf sich gezogen; aber nie hatte er Gelegenheit ge-

funden, Bernhardinen seine Leidenschaft zu erklären, denn diese vermied es von jeher sorgfältig, mit dem wilden, ausschweifenden Menschen in nähere Bekanntschaft zu kommen. Der Baron wußte außerdem, nach welchen strengen Grundsätzen der Kammerrath Lindheim seine Kinder erzog, und mit welcher Sorgfalt der Biedermann über jeden ihrer Schritte wachte. Er durfte deswegen nicht hoffen, seine unreinen Absichten so leicht zu erreichen und einen Anschlag auszuführen, durch den er die Zahl jener Familien vermehrte, in welchen man ihn als den Räuber der häuslichen Ruhe, als den Zerstörer der Unschuld verwünschte. — Jetzt war er einige Zeit abwesend gewesen, und hatte über andern Eroberungen, in seiner Manier, Bernhardinen und ihre Reize vergessen. Zum Unglück befand er sich aber eben im fürstlichen Garten, als Leonhard mit dem liebenswürdigen Mädchen, wie oben erzählt, aus dem Gebüsche hervor trat. Heftiger loderte bei diesem Anblick die unreine Flamme in seinem Herzen empor; mit gierigen Augen verschlang er die liebliche Gestalt, durch ihr Alleinseyn im Dunkel des Gebüsches mit Leonhard glaubte der Wollüstling sich berechtigt, ihre strenge Sittsamkeit als sehr schwankend zu glauben, und die Hoffnung nähren zu dürfen, jetzt, nach dem Tode ihres Vaters, schneller zum Ziele zu gelangen. Die Dürftigkeit der Familie brachte er mit in Anschlag; auf eine Hand voll Gold kam es ihm

nicht an; er beschloß mit erstem seinen verderblichen Entwurf auszuführen.

Gerade brütete er über demselben, als Leonhard ihm zum erstenmal auf dem Wege nach Dosenburg begegnete. Als dieser seine Stachelreden so kalt beantwortete — schwur er bei sich selbst hoch und theuer, daß er ihn noch am nämlichen Tage um Bernhardinen, oder wenigstens um ihre Tugend betrügen wolle. Die Ausführung schien dem Baron leicht, denn das Putzmachen gab ihm den schönsten Vorwand, sie in seine Gewalt zu bekommen. Er war übrigens fest entschlossen, alles zu wagen, um seine Lüste zu befriedigen.

Spät am Nachmittage kam dem zu Folge ein Dienstmädchen zu Bernhardinen, und ersuchte sie, im Namen ihrer Gebieterin, sich in ein bestimmtes Haus zu bemühen, woselbst eine vornehme Dame aus N. angekommen sey — die gerne einige Putzarbeiten gemacht haben wolle, und bei der Gelegenheit Mamsell Lindheim, von der sie soviel Gutes gehört hätte, persönlich kennen zu lernen wünsche. Bernhardine versprach zu kommen, und das um so bereitwilliger, da jenes Haus nicht anders als unter einem guten Rufe bekannt war.

Sorglos folgte das gute Mädchen der Führerin, die sie in die besagte Wohnung auf ein artiges

hinteres Zimmer brachte, wo sie sie bat eine Viertelstunde zu verweilen, indem ihre Dame zu einer Freundin gefahren sey, — aber binnen dieser Zeit zurückkehren werde. Bernhardine ließ sich dies gefallen, setzte sich hin, und las in einem Buche, welches aufgeschlagen auf dem Tische lag. Plötzlich öffnete sich die Thüre, und der junge Landwurm trat herein. Bernhardine erschrack, ein geheimer Schauder überlief sie; der junge Baron aber suchte sie zu beruhigen und versicherte, die fremde Dame sey nahe mit ihm verwandt, und er sey hier, ihr seine Aufwartung zu machen. Bernhardine wollte sich deshalb beurlauben, und bat den Baron, sie bis morgen bei der Dame zu entschuldigen. Dieser aber verwickelte sie immer aufs neue in ein Gespräch, und wußte seine Unterhaltung so interessant zu machen, daß Bernhardinens Widerwille sichtbar schwand. Jetzt trat ein Bedienter herein, brachte Wein und Konfekt; der Baron nöthigte Bernhardinen von dem lieblichen aber starken Getränke etwas zu genießen; setzte sich traulich neben sie, und begann allmählich mit seinen eigenen Absichten hervor zu rücken. Was er sagte, war in glatten Worten eingekleidet, und Bernhardine begriff in ihrer Unschuld nicht, was er im Grunde damit meinte. Sie schwieg; und diesem Schweigen gab Landwurm eine, für sich günstige Erklärung; er fing an deutlicher zu reden. Das Angesicht des holden Mädchens erglühte; eine Thräne floß über ihre

Wange herab. Das Gefühl der tiefsten Kränkung erpreßte sie. Der Baron nahm es für den letzten Kampf der fallenden Tugend; warf mit Ungestüm seinen Arm um die kämpfende Jungfrau, und ein glühender Kuß brannte auf den nie entweihten Lippen. Wie ein gescheuchtes Reh sprang sie von ihrem Sitze auf, rief mit lauter Stimme: „Herr Baron, ich verachte Sie; ich verachte Sie von ganzer Seele!" — und sprang gegen die Thüre, aber Landwurm stellte sich ihr entgegen, und auf seinen Ruf erschien derselbe Bediente wieder. Jetzt stand der guten Seele die volle Schrecklichkeit ihrer Lage glühend vor den Augen. „Gott! rief sie, wie schändlich bin ich verrathen! Hülfe, Hülfe!" — Und Gott hörte das Schreien der kämpfenden Unschuld — und sandte Hülfe. — Ein benachbarter Bürger hatte den Angstruf gehört, und war herbei geeilt, in dem Augenblick der größten Noth erschien er als rettender Engel, und führte die Jungfrau aus den Klauen des Bösewichts in die Arme der Ihrigen zurück. Alle die Auftritte, die während dem in dem Hause, welches die Gerettete verließ, vorgingen, übergehe ich; genug der Baron wüthete, und brütete fürchterliche Rache. Bernhardine aber verfiel nun in ein hitziges Fieber und lag noch in demselben, als Leonhard von Dosenburg zurück kam, und der junge Landwurm seinen Ingrimm über den mißlungenen Plan an ihm dem Unschuldigen ausließ.

Man kann sich leicht vorstellen, daß diesem Taugenichts die Rache nicht schwer wurde, da ihm sein Vater mit all' seiner Macht zu Gebote stand. Das junge Paar sollte sie zuerst fühlen und dann wollte er aber auch seinen Muth mit Herzenslust an dem Biedermann kühlen, der die Ausführung seines ruchlosen Zwecks verhindert hatte. Einige Tage verstrichen darüber, und Leonhard so wie Bernhardine wurde in der Zwischenzeit wieder hergestellt. Sie schwiegen, und hofften, Landwurm werde das nämliche thun, und damit die ganze empörende Geschichte beendigt seyn. Allein — es sollte anders kommen. Ungefähr acht Tage nachher erschien der Amtsbote, und citirte Leonhard und Bernhardinen vor den Polizeibeamten. Sie erschienen, und mit ihnen ein Gerichtsdiener, der sie anklagte, und auf Pflicht und Gewissen bezeugte, „er habe diese beiden jungen Leute im fürstlichen Garten auf eine höchst ungeziemende Weise zusammen angetroffen.“ Mit Abscheu und Entsetzen fuhr sie der scheinheilige Richter an, und machte ihnen über ihre ärgerliche sittenlose Aufführung die bittersten Vorwürfe. Bernhardine brach in einen Strom von Thränen aus; Leonhard wollte antworten, allein das Unerwartete dieses Auftritts, so wie eine gewisse natürliche Furchtsamkeit, deren er sich nie ganz ermächtigen konnte, machten daß er stotterte und gleichfalls sein thränendes Auge zum Himmel empor hob, gleichsam als wollte er von dort einen

Zeugen ihrer Unschuld herab rufen. Man stellte sich, darin das Bekenntniß ihres Vergehens zu finden, und der von lauter Gerechtigkeit brennende Richter donnerte ihnen das Urtheil entgegen, „daß sie alsofort eine Stunde öffentlich an den Pranger sollten gestellt werden.“

Noch sprach er, da rollte ein Wagen vor das Haus; die Thüre des Gerichtssaals öffnete sich, und die beiden Fremden, der ältliche und der junge Herr traten herein. Der Beamte stutzte; ihm schwanete etwas. Doch faßte er sich gleich wieder und sagte: “ Was berechtigt Sie, ungefordert hier herein zu kommen? „Der Aeltere antwortete ziemlich gelassen: „die Unschuld dieser beiden jungen Leute. Ich weiß, wessen Sie beschuldigt werden. Sagt mir, Polizeidiener, wann habt ihr die Beklagten gesehen?“ Der Kläger gab die Zeit richtig an. — „Gut, fuhr jener fort, auch ich war damals im fürstlichen Garten, und saß auf einer Bank am Rande des Gebüsches. Als ich diese jungen Leute so angelegentlich mit einander reden hörte, schlich ich näher und behorchte sie von Anfang bis zu Ende. (Mit erhöhter Stimme:) Was diese edlen Seelen dort verrichteten, das ist wohl nie irgend einem von dem ganzen Landwurm'schen Ottergezüchte in den Sinn gekommen.“ Mit diesen Worten wendete er sich zu seinem jungen Begleiter, und sagte „Ew. Durchlaucht

verzeihen gnädigst, daß ich Ihnen in der Eile vorgriff. Der Eifer übermannte mich."

Mit hohem Anstand und edler Würde trat jetzt der, vor wenig Tagen für volljährig erklärte Fürst Ferdinand hervor, reichte Leonhard und Bernhardinen, die wie versteinert da standen, seine beiden Hände, und sagte: „Ihr habt Angst ausgestanden; früh seyd ihr durch Leiden bewährt worden. Geht jetzt im Frieden nach Hause. Ich werde Eurer nicht vergessen; vergeßt auch meiner nicht. Und wenn Ihr wieder betet, und so oft Ihr es thut — schließt mich in Euer Gebet ein." Das junge Paar wollte in seinem Entzücken dem Fürsten die Hände küssen; dieser verhinderte es, drückte die ihrigen, und hieß sie zu ihren Müttern eilen. — Der Beamte hatte sich inzwischen an die Wand in eine Ecke retirirt, und bat von dort aus um Gnade. Fürst Ferdinand würdigte ihn keiner Antwort, sondern rief: „Unteroffizier!" Ein Sergeant und zwei Grenadiere, mit geschultertem Gewehr traten herein. „Da, den Beamten nehmt in Verhaft, und führt ihn zu den Landwurms, aber in ein besonderes Zimmer. Ihr kommt dann hierher zurück." —

Wie ein Wetterstrahl das dunkle Gewölbe des Himmels durchzuckt, so fuhr die frohe Nachricht in alle, auch die entferntesten Winkel der Stadt: „Der Erbprinz ist da; er ist regierender Herr geworden; die Landwürme, und ihr ganzer Anhang sind gefangen; sie werden ihren verdienten

Lohn bekommen; der Geheimerath von Preis- werk, der den Fürsten erzogen, und auf allen seinen Reisen begleitet hat, ist erster Minister geworden." Dies erzählte einer dem andern, und der Taumel der Freude war allgemein.

Leonhard und Bernhardine beruhigten ihre bekümmerten Mütter, und flogen dann zu dem dunkeln Tempel der Natur, in jenes Gebüsch, wo sie vor kurzem ihre Sorgen ausgeschüttet, und den Bund der reinen ewigen Liebe beschworen hatten. Thränen des Danks und der Freude strömten über ihre Wangen; eine heilige Gluth durchdrang ihr ganzes Wesen; ihre frommen Wünsche wurden eben so viele Gebete für den ächt menschlichen Fürsten, und dessen trefflichen Minister.

Wer die Geschichte des jungen Paares hörte, der bekannte: Glauben und Vertrauen haben ihren großen, ihren sichern Lohn!

Dir aber, lieber Leser, der du an Leonhard und Bernhardinen Theil nimmst, erzähl' ich vielleicht in Zukunft noch mehr von ihrer Geschichte. —

7.

Gotthard und seine Söhne.

Eine wahre Geschichte.

In einer abgelegenen Gegend in Baiern, abgeschieden von der großen und glänzenden Welt, umgeben von blühenden Auen, volkreichen wohlhabenden Dörfern, voller glücklicher Landleute, und nicht so weit von den südostwärts liegenden himmelhohen Tyroler Gebirgen entfernt, daß sich ihre gähen Abgründe und zackigten Spitzen dem staunenden Auge entziehen könnten, wohnte Gotthard, ein Landbeamter in einer uralten beinahe verfallenen Burg. Er hatte viele Kinder, ein kleines Gehalt, ein zartes Gewissen und gar keine Schulden; wenn er sich am Abend schlafen legte, so war sein Hauptkissen sanft, und beim Erwachen am Morgen konnte er ruhig über das glückliche, weite Thal hinschauen; denn jeder Gegenstand brachte ihm Erinnerungen, die wie Engel Gottes seiner Seele hohen Frieden zuflüsterten.

Gotthard hatte drei Söhne; Franz war der älteste, Benedict der zweite, und Max

der dritte. Alle drei wuchsen heran. Der älteste war völlig reif, auf die Universität zu gehn; die beiden andern beinahe; die ganze Familie war katholisch; Niemand versäumte Religionspflichten, Alle aber hatten auch protestantische Schriften, besonders Stillings Leben, und Sophiens Reisen gelesen. Alle dachten rein aufgeklärt, und Alle waren weise genug, den Schatz der Wahrheit zu bewahren, und so wirken zu lassen, daß er Niemand durch seinen Glanz in den Augen wehe that; zudem waren die Söhne von einem rechtschaffnen Kaplan unterrichtet und zu der Universität vorbereitet worden.

An einem schönen Nachmittag im August, ließ der Amtmann seine drei Söhne in seine Schreibstube kommen. So wie sie hereintraten, wendete sich der Vater auf seinem Armsessel herum; er sah sie mit nassen Augen an und sagte: Kinder ich habe zu Gott geweint — „Du Franz mußt nun diesen Herbst nach Ingolstadt auf die Universität ziehen, deine Mutter wird dich mit nöthigen Kleidern und Wäsche versehen, und ich mit Büchern: aber — Geld! — lieber Gott! das hab' ich nicht; ich habe Gott vertraut. Er hat mir geholfen. Nie hab' ich Jemand gedrückt, und lieber gegeben, als genommen; ich werde alt, kann mit Aktenarbeit und Kommissionen nebenher nichts mehr verdienen, und Ihr müßt doch alle drei etwas lernen, damit Ihr euch einst ernähren könnt. Mache du es jetzt wie Stilling; gehe im Na-

men Gottes mit dem wenigen, was ich dir mitgeben kann, auf die Universität; dann bet' und trau auf Gott. Wir wollen das hier auch thun, und so weiß ich, Er wird uns nicht verlassen."

Den drei Jünglingen standen die Thränen in den Augen; stillschweigend gingen sie wieder hinaus und Franz winkte den beiden ins Feld. „Wir wollen spazieren gehen" sagte er; „und nachdenken über das, was uns der Vater gesagt hat." — In einer schwermüthigen Seelenstimmung wandelten sie zwischen den in der Erndte stehenden Getraidefeldern hin. Jeder dachte für sich der Sache nach, ohne ein Wort zu reden, bis endlich Franz das Stillschweigen unterbrach und sagte: „Seht Ihr, Brüder! alle diese Aehren da, wie sie sich oben herüber, gegen die Erde bücken? — Die da so gerad' empor streben, sich über die Andern hinaus erheben, die enthalten entweder gar keine oder doch sehr magre Kerne; aber die gebeugten und gebückten Aehren, die sind gar reich an Nahrung für Menschen und Vieh. So eine Aehre ist unser guter Vater — möchte nur der Halm unter der Last der Früchte nicht knicken! — Wir drei sind Aehren, die erst anfangen zu blühen. Ach!" — Thränen erstickten die Worte; er schwieg, und die Anderen beiden weinten stille mit ihm. Nach einer kleinen Weile trocknete Franz seine Augen; er stärkte sich, trat seinen Brüdern in den Weg und sagte: „Hört Brüder! ich hab einen Entschluß gefaßt; wir wollen ein Bündniß mit-

einander schließen, daß wir alle drei ordentlich studieren wollen, ohne von unserm Vater einen Heller zu begehren, und ohne ihn das Geringste zu kosten. — Seht, wir singen alle gut, verstehn alle Musik und Jeder spielt sein Instrument ohne grobe Fehler; damit wollen wir uns durchbringen; ich gehe nun nach der Universität, ich werde suchen, bei der Kirchenmusik unterzukommen; werde Unterricht geben, und wenns Noth thut, Wasser und Brod genießen und damit zufrieden seyn. So werde ich Euch mit einem guten Beispiel vorgehen. Jetzt gebt mir die Hand darauf, und schwört mir, daß Ihrs auch so machen wollt." Beide freuten sich über diesen vortrefflichen Vorsatz; beide schwuren, und alle drei fühlten in ihren Seelen den hohen Wink des Beifalls des Menschenvaters. Unüberwindlich gestärkt kehrten sie auf der Stelle um, und eilten nach Haus, um dem Vater zu sagen, was sie sich untereinander vorgenommen und beschworen hatten. Sie fanden ihn im Garten bei der Mutter stehen, die gerade Salatköpfe ausstach. Freudig erzählten sie beiden, was geschehen war, und baten um die Bestätigung ihres Vorsatzes. Gotthard und seine Gattin sahen sich an, staunten, Thränen rollten ihnen die Wangen herab; sie billigten das Vorhaben ihrer Söhne mit herzlichen Umarmungen und mit Ausdrücken des Segens. Ob nun gleich Gotthard sowohl an der Beständigkeit ihres Vorsatzes, als an der Möglichkeit der Ausführung zweifelte, so wollte er

doch die edlen Jünglinge nicht irre machen. Er schwieg also und sagte: „Gott begleite Euer Vorhaben mit seinem reichen Segen!“ — Franz ging nun auf die hohe Schule; er hielt Wort, sein Vater braucht' ihn nicht zu unterstützen. Er studierte die Theologie und ward bald Kaplan bei einem großen Fürsten.

Benedict folgt' ihm das folgende Jahr nach; er studierte die Rechte. Auch er hielt Wort, er kostete seinem Vater nichts, und nach geendigten Studien bekam er bald ein Amt, das ihn nährte.

Nun kam auch die Reihe an Max; er ging ebenfalls nach Ingolstadt, um die Rechte zu studieren. Freudig trat er in die Fußstapfen seiner Brüder, so daß er sich mit Singen und mit der Musik durchbrachte. Indessen kam ihm die Lust an, ein Cameralist zu werden, und zu dem Ende auf die Heidelberger Universität zu ziehen; wo damals Stilling Lehrer der Staatswirthschaft war. Er kam im Herbst dahin, und bald in den ersten Tagen seines dortigen Aufenthalts legt' er seinen ersten Besuch an einem Abend in Stillings Hause ab. Er gefiel im [illegible]sten Augenblick. Sein reiner und wohlgeordneter Anzug, seine bescheidene und angenehme Art zu reden, seine feine, ungezwungene Lebensart, die nichts an sich hatte, das eine ländliche Erziehung, aber auch nichts Geschmücktes, Städtisches verrieth, verbunden mit so viel Entschlossenheit, die einen Hauptzug des Baierischen Nationalcharakters ausmacht,

und mit so viel wahrer reiner Aufklärung, gewann ihm Stillings und seiner Gattin Herzen gleich in der ersten Stunde. Sie baten ihn, oft zu kommen, und ihr Haus als sein elterliches anzusehen. Dieses Anerbieten nahm er mit gerührter Seele auf; aber er machte vor der Hand nicht viel Gebrauch davon, so wie er auch noch zur Zeit ganz und gar nichts von seinen Umständen entdeckte; selbst seine Landsleute, deren etliche dort studierten, wußten von seiner wirthschaftlichen Verfassung nichts, wenigstens sagten sie nichts davon.

Einige Wochen hernach, im Spätherbst, gingen Stilling und Selma eines Abends nach dem Essen zu einem Freund, mit dessen Hause sie in vertraulichem Umgang lebten. Sie fanden die edle Familie in einer festlichen Freude, welche die Feier eines Geburtstages zum Grund hatte. Sie setzten sich zu dem traulichen Kreis und freuten sich mit. Nach einer kleinen Weile begann im Nebenzimmer, allen unerwartet, eine Laute so angenehm und schmelzend zu girren, daß Alles auf einmal still und ganz Ohr ward. Bald mischten sich zwei unvergleichliche, männliche Stimmen dazu, die eine passende Duett-Arie vortrefflich und kunstmäßig sangen; dieser Gesang war so rührend, daß jedes Auge sich mit Thränen füllte. Nach Endigung desselben trat Max mit seiner Laute herein. Sanft und bescheiden verbat er sich alle Aeußerungen des Beifalls, aber den allgemeinen Bitten, noch mehr zu singen, gab er nach, er sang mit unbeschreib-

licher Anmuth einige Romanzen von ihm selbst sehr schön componirt; kurz Max gewann alle Herzen. Sein Mitsänger war einer seiner Landsleute, ein junger Baron auch von dem edelsten Charakter.

Von nun an ward Max als ein vertrauter Freund beider Häuser angesehen; doch kam er selten, auch ließ er sich nie zum Essen einladen, überhaupt hielt er sich von allen Gesellschaften entfernt, und studierte mit beispiellosem Fleiß.

Abermals ein paar Wochen hernach, ließ er sich im Konzert hören; er sang so, daß des Klatschens kein Ende war, und Jedermann für den edlen jungen Mann und seinen entzückenden Gesang eingenommen war. Kurz darauf besuchte er Stilling und Selma; er wünschte mit ihnen allein zu seyn, und nun erzählt' er seine Geschichte, und seine Lebensart in Heidelberg. Beide erstaunten und bewunderten den entschlossenen Muth dieses vortrefflichen jungen Mannes. Sie erboten sich alsofort ihm wöchentlich einen Tag den Mittags- und Abendtisch zu geben, auch andere Freunde zu bereden, das Nämliche zu thun. Mit Rührung, aber mit eben so viel Festigkeit sagte er „Haben es der Herr Professor in Straßburg auch so gemacht? — Nein! — Ich folge Ihrem Beispiel und dem Beispiel meiner Brüder. Wer Gott vertraut, muß, so lang es nur immer möglich ist, ja niemand zur Last fallen; und zudem würde ich dann auch im Kampf gegen meine Sinnlichkeit erliegen. Jetzt lass' ich mir auf mein Zimmer an Speise

und Trank holen, was ich bezahlen kann; ich sehe da nicht auf das, was mir schmeckt, sondern auf das, was mich nährt und gesund erhält. Wenn ich nun heute delikate Speisen und Wein genossen hätte, und morgen müßt ich dann wieder zu meiner magern Mahlzeit zurückkehren, so würde mir das Leiden machen, die ich jetzt sehr leicht vermeiden kann; und vielleicht würde ich nicht einmal diese Probe bestehen können. Haben Sie nur die Güte, mich Ihrer Freundschaft zu würdigen; im Uebrigen aber bekümmern Sie sich um mich nicht weiter. Doch habe ich eine Bitte an Sie! wollen Sie nicht die Güte haben, und mit Herrn A. R. M. reden? Sie sind bekannt mit ihm, ich möchte gerne Sänger in der H. G. Kirche werden, jetzt ist gerade eine Stelle vakant, denn der ..... ist gestorben." Stilling versprach ihm das, und säumte auch nicht, mit dem Herrn M.... zu reden, der im Augenblick willig war, den jungen Gotthard zu empfehlen.

Mit einem Wort, Max ward Sänger, und dieses Aemtchen trug ihm hundert Gulden ein, ohne ihm im Geringsten an seinen Studien zu schaden. Er brachte sich zwei Jahre durch, ohne einen Heller Schulden zu machen, und ein vortrefflicher Kopf und vorzüglicher Fleiß waren Ursache, daß ihn jeder verehrte, und ihm mit Grund eine baldige Versorgung weissagte.

Zu eben der Zeit studierte auch ein Bairischer Graf von L.... in Heidelberg. Dieser be-

suchte Stillingen auch zuweilen, wo dann er und Selma oft Gelegenheit fanden, ihren Freund Gotthard zu empfehlen. Der Graf hörte das mit einer bedeutenden Miene an, und endlich sagte er im Vertrauen: er stände jetzt noch unter der Gewalt seines Hofmeisters und seiner Vormünder; in einem Jahr werd' er majorenn, und dann sollte Max in seine Dienste treten, und bald Amtmann auf einem seiner Güter werden. Er habe ihm zuweilen Unterstützung angeboten, aber er könne nichts bei ihm anbringen. Indessen möchte man ihm ja nichts von seinem Vorhaben sagen. Auch dieser vortreffliche junge Mann machte Stilling Freude; überhaupt hat die Baierische Nation ungemein viel edles, und keine ist zur wahren Aufklärung fähiger, als sie.

Daß Stilling viel mit Staaroperationen zu thun hat, die er unentgeldlich verrichtet, ist aus seiner Lebensgeschichte bekannt. Dies bemerkte auch unser junge Gotthard; mit Thränen der Rührung kam er daher an einem Abend zu Stilling. „Herr Hofrath, fing er an: durch Ihre Hülfe werden so viele Leute sehend; besonders hat mich der blinde Weingärtner gerührt, den Gott durch Sie seiner Familie wieder geschenkt hat, und der nun seine Dankbarkeit nicht anders zu äußern wußte, als daß er bei trockenem Brod und Wasser für Sie nach Wallthüren wallfahrtete, um dort kräftiger um Segen für Sie flehen zu können. Die Meinung war doch

gut — und sein Opfer ist gewiß Gott angenehm gewesen. Solche Fürbitter möcht ich mir auch erwerben; es ist doch gut, wenn wir ungerechte Haushalter, die wir doch im Grund alle sind, dereinst Bürger finden, die uns in ihre ewige Hütten aufnehmen; können Sie mich nicht auch die Staaroperationen lehren?"

Stilling drangen Thränen in die Augen. „Ja!" sagte er: „ich will Sie darinn unterrichten." Jetzt wurd' auch diese Sache vorgenommen. Stilling nahm den jungen Gotthard zu allen Operationen mit, unterrichtet' ihn treulich in allem, und ließ ihn an todten Kälberaugen so lange operiren, bis er alle Lenkungen beider Hände inne hatte. Auch unterwies er ihn in der nachherigen Kur, worauf so viel ankommt. Max war voller Freude und Munterkeit, daß ihm in allen Stücken alles glückte, was er anfing. Nun ließ er sich auch alle Instrumente machen, die er brauchte, und das Geld dazu ersparte er sich aus seinem kleinen Gehalt.

Die Zeit seiner Abreise war auf den Herbst 1786 bestimmt, wo in der ersten November-Woche das bekannte Universitäts-Jubiläum zu Heidelberg gefeiert wurde. Max wäre gerne vorher abgereißt, allein aus Mangel an Reisegeld konnt' er nicht. Er mußte erst ein Quartal seiner Besoldung erwarten, folglich die ganze Zeit über, und noch ein paar Wochen länger da bleiben; jetzt gerieth er in Verlegenheit. Die Men-

ge der Menschen, welche zuströmten, machte die Zimmer außerordentlich theuer; sein Wirth gebot ihm auszuziehen, weil er doch den Winter nicht dableiben konnte, zudem fiel ein tiefer Schnee, und es wurde sehr kalt. Jetzt kam er zu Stilling, und flehte um Rath. Selma lächelt' ihn an, und sagte: „Getrost Freund! ich habe das Haus voller Fremde, also kein Bett mehr, aber kommen Sie zu uns, hier dieser Sopha soll Ihr Bett seyn.“ Mit tiefer Rührung küßt' er ihr die Hand. „Ja das kann, das will ich annehmen; nur verschonen Sie mich mit Ihrem Tisch, ich kann nicht mit Ihnen speisen.“ — Aber ist das nicht Eigensinn? — fiel Stilling hastig ein; „Nein! es ist nicht Eigensinn, versetzte Max ruhig, ich bin durch hohe Pflichten gebunden, so zu handeln.“ Stilling verehrte diese Pflichten, und schwieg.

Der junge Gotthard ward also drei Wochen lang Stillings Hausgenosse. Als nun seine Abreise herannahte, so machte er sich dazu geschickt, und er war willens, in dem harten Winter zu Fuß nach Haus zu reisen. Jetzt kam aber Graf L.... Mit einer ganz andern Miene als sonst fing er an: „Ich bin majorenn; das erste was ich gethan habe, besteht darinnen, daß ich meinen Hofmeister auf eine gute Manier fortgeschickt habe. Nun brauche ich aber jemand, der mir in meinen Geschäften hilft, denn ich trete auch die Verwaltung meiner Güter an, und habe Niemand,

der sich dazu schickt." — Der edle Mann wandte sich hier gegen Gotthard, der auch zugegen war, und sagte mit einem Ton, der durch die Seele ging: „Lieber Herr Landsmann! erzeigen Sie mir doch die Gefälligkeit, und treten Sie von diesem Augenblick an in meine Dienste. So einen Mann wie Sie, brauch' ich gerade, aber schlagen Sie mir doch ja diese Bitte nicht ab."

Da standen Alle und feierten — und gewiß sang ein Engel geflügeltes Ungestüm in seine Harfe. Stilling stürmt' auf einmal dem Grafen um den Hals, und erstickt' ihn fast mit Küssen. Auch Selma umarmte ihn mit Thränen; Gotthard aber stand da mit emporgerichtetem Thränenblick, und gefaltenen Händen, stumm und staunend. Jetzt griff ihn der Graf an die Hand — „Nun, wie ists?" sagte er mit lachendforschender Miene; — Gotthard ermannte sich, beugte sich und antwortete: „Ja, Herr Graf! ich bin zu Ihren Diensten, Gott belohne und segne Sie!" — Das war ein Abend! — Allmählig gerieth man nur in vertrauliche Gespräche, endlich fing Selma an: „Nicht wahr, Herr Graf! Sie nehmen diesen Abend mit uns vorlieb?" — „Sehr gerne!" versetzte er. Sie fuhr fort: „Den Herrn Gotthard bitte ich nicht mehr zu Gaste, denn ich weiß, daß ich einen Korb bekomme." — „Nein jetzt nicht, Frau Hofräthin! antwortete er. Von nun an darf ich

wohl mit einem guten Freunde speisen.“ Man schwieg, ohne fernere Erklärung zu verlangen.

Als nun der Tag der Abreise erschien, versah Selma die beiden lieben Reisenden mit zween Krügen vom besten Niersteiner Wein, mit Schinken, Würsten u. drgl. Sie nahmen einen thränenreichen Abschied und gingen fort.

Auf der Reise bat Max den Grafen, da er sich doch aus dem Wein nicht viel mache, so möchte er ihm doch die zween Krüge allein überlassen, er wolle sie gerne seinem alten Vater mitbringen, denn er habe in seinem Leben wenig, und solch einen Wein noch nie gekostet; Ja Freund! erwiederte L.... den sollen Sie haben, und in Zukunft soll Ihnen ein solcher Wein nicht mehr selten seyn. Gotthard freute sich herzlicher, als eine Mutter am Christabend, wenn sie ihren Kindern die Weihnachtsgeschenke bereitet.

Gotthard half den Winter über dem Grafen seine Geschäfte in Ordnung bringen, auch besuchte er bald seinen alten Vater mit den zween Krügen Wein. Die beiden Grauköpfe lebten auf; und die Freude des guten Gewissens, verbunden mit der Seligkeit über glückliche und wohlgerathne Söhne, verjüngte sie wie die Adler.

Gegen das Frühjahr aber trat Graf L.... an einem Morgen mit einem Papier und frohem Gesicht in Gotthards Zimmer. „Da Freund!“ sagte er: „lesen Sie! Gotthard las mit der äußersten Bestürzung; es war die Vokation zu ei-

ner Maltheserordens = Amtmanns = Stelle, mit einem außerordentlich hohen Gehalt. „Nein!" rief Max, „ich bleibe bei Ihnen." L.... versetzte: „Nein, Sie bleiben nicht! So kann ich Sie nie versorgen. Das bitt' ich mir aber aus, daß Sie auch mir zugleich in meinen Geschäften beistehn." — „Wenn das ist" sagte Max freudig, „so nehme ichs in Gottes Namen an."

Dort lebt nun der edle Mann in Segen; auch hat er mit Glück einigen armen blinden Familienmüttern ihr Gesicht wieder gegeben. Graf L.... besuchte vor mehreren Jahren Stillingen in Marburg, wo er ihm Gotthards Geschichte von ihrer Abreise an, erzählte; auch schrieb Max selbst hieher an seinen ehemaligen Lehrer, und jubelte über seine wohlgelungenen Staarkuren, und überhaupt über die glückliche Lage, seinem alten Vater einen ruhigen und heitern Lebensabend verschaffen zu können.

Sey mir gegrüßet, edler Mann! wie will ich dich ans Herz drücken, wenn wir bei'm Feierabend unsern Groschen empfangen!

8.

Theodor.

Theodor hatte die Höhe eines waldigten Gebirges erreicht; hier befand er sich auf einem grünen, gegen Westen abhängigen, Rasenplatz, der von einem düstern Buchenwald umkränzt wurde, über welchen hin sich seinem matten Thränenauge eine unermeßliche Aussicht eröffnete. Städte, Dörfer, Felder, Wiesen, Wälder und Wäldchen, die ein fernes blaues Gebirge begränzte, lagen da vor ihm wie ein buntes Gemälde, das die dem Untergang sich nahende Sonne höchst malerisch beleuchtete.

Theodor müde von Laufen und Weinen, ließ sich auf dem Rasenplatz nieder; er schaute trübe in die schöne Natur hin, und sprach: O himmlischer Vater! welche Schönheit, und welch' ein Reichthum! — ich Armer bin müde, hungrig, durstig, betrübt bis zum Sterben, und alle diese Schönheit, dieser Reichthum hat für mich kein Krümchen Brod, und keinen Trunk Wasser übrig. O Du, der Du einst so viele Tausend Menschen mit wenig

Brod und ein Paar Fischlein speistest, erbarme Dich mein! aber hier ist leider nichts, was Du segnen, und mich damit sättigen könntest, und ich Armer kann nicht weiter.

In dem Augenblick neigt sich der Kopf eines alten Mütterchens zur Seiten her, und sprach mit heischerer Stimme: es sind doch noch Krümchen Brod, und Quellen in der Nähe, die Er segnen kann, komm mit mir und siehe es. Theodor erschrack wie vor einer Erscheinung aus der Geisterwelt, er fuhr auf, schwieg und staunte; er sahe da vor sich eine ehrwürdige alte Frau, arm aber reinlich gekleidet; unter ihrem Silberhaar waltete Weisheit; auf ihrer Stirne sahe man die Trophäen Sieggewohnter Kämpfe, in ihren Augen spiegelte sich des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht, und um ihren Mund her spielte die himmlische Liebe im frommen Lächeln.

Der fünfzehnjährige Knabe Theodor konnte freilich diese Sprache noch nicht lesen, aber doch empfinden; er fing laut an zu weinen, und rief: O Herr Gott ich danke Dir!

Die alte Frau hatte am linken Arm ein Körbchen mit rohen Kartoffeln hangen, und in der rechten Hand hielt sie einen Krückenstab, auf den sie sich stützte; nun komm du Engel! sagte sie lächelnd, und stieg dann krumm und mühsam vorwärts; Theodor folgte mit den Worten:

ten: Ach liebe gute Mutter! ich bin kein Engel, ich bin nur ein armer sündiger Junge.

Sie. Desto besser! Die armen sündigen Jungen können noch Engel werden, komm du mit mir; mir bist du jetzt schon ein Engel — bei diesen Worten nickte sie ihm freundlich zu, und lächelte.

Theodor wuste nicht was er sagen und denken sollte; halb furchtsam und schüchtern folgte er ihr, nud dachte an Feen-Mährchen, die er ehemals hatte erzählen hören. Die alte Frau führte ihn auf einem kaum sichtbaren Fußpfad rechts, links, aufwärts, abwärts, durch den düstern Wald in ein einsames mit Bäumen umkränztes Wiesenthälchen, an dessen obern Ende ein kleines mit Stroh bedecktes Häuschen stand, in dessen Glasfensterchen die Strahlen der eben untergehenden Sonne glizzerten. An der einen Seite war ein Gemüßgärtchen, und an der andern ein Höfchen mit einigen Obstbäumen. Vor der Thür stand eine schattigte Linde, und daneben ein immerlaufender und plätschernder Röhrbrunnen.

Dies Oertchen war so heimlich-freundlich und einladend, daß es dem guten Jüngling wohl ums Herz wurde.

Unter der Linde saß ein alter Greis, welcher sein Pfeifchen rauchte. Die Alte sahe ihn freundlich an, und sagte: Jakob! Da bring ich einen Gast, er will mit unserm Herrn diesen Abend essen, und bei Ihm herbergen, es fehlte ihm

nur an wenig Brod und ein paar Fischchen, die er Ihm bringen könnte, um sie zu segnen, ich denke damit helfen wir ihm aus. Der Greis neigte das Haupt, anstatt Ja zu sagen, und schwieg. Theodor folgte der Alten in das reinliche Stübchen, er setzte sich, und die Ruhe, im Gefühl der Sicherheit, that ihm so wohl, daß er mit Seufzen und Thränen Gott dankte. So traf ihn die Matrone, die mit einem Kümpchen süßer Milch, und einem Stück Brod in den Händen hereintrat, und es ihm freundlich mit den Worten vorsetzte: Iß und trink, der Herr segne es Dir! Theodor ließ sich das nicht zweimal sagen, er aß und trank.

Mittlerweile fand sich noch eine vierte Person ein; ein junger schöner Mann im leinenen Kittel, er schritt rasch zur Thür herein, grüßte den Theodor freundlich, nahm den Quersack von der Schulter, hing ihn da an einen hölzernen Pfahl, zog dann den Kittel aus, und hing ihn dazu, dann ging er wieder hinaus ohne weiter ein Wort zu sagen. Theodor wunderte sich sehr; einen solchen Schlag Menschen hatte er noch nie gesehen. Eine Stunde später deckte die Großmutter den Tisch, der Patriarch kam auch, und dann auch der Sohn, der das Essen in einer irdenen Schüssel auf den Tisch setzte; es war eine gebrannte Mehlsuppe, die dem guten Theodor lieblich entgegen duftete. Indessen er hatte schon gegessen und getrunken, und war auch zufrieden. Ehe

sich die drei niedersetzten, stellte der Sohn einen vierten Stuhl an den Tisch, und nun sagte der Alte mit einer ernsthaften Baßstimme: komm, setze dich hieher, mein Sohn! Blöde und schüchtern erwiederte Theodor: ich danke, ich hab gegessen. Nun wendete sich der Alte zu seiner Frau, und sagte: Wie war das Elisabeth! mit dem wenigen Brod, und ein paar Fischchen? — Freundlich wie die aufgehende Frühlingssonne blickte sie den guten Jüngling an, und sprach: Komm mein Engel! Du empfingst vorhin das wenige Brod, und die Fischchen, jetzt will es dir der Herr segnen. Theodor konnte für inniger Rührung der Thränen nicht los werden.

Nun erhob sich der Hausvater; alle vier standen; er betete mit einer solchen Kraft und Salbung, wie es Theodor noch nie gehört hatte, und doch war seine selige Mutter eine große Beterin gewesen, die diesen ihren Liebling oft ihrem Erlöser zum ewigen Eigenthum übergeben hatte.

Während dem Essen beobachteten alle drei ihren Gast genau; dann sahen sie sich zuweilen an, und lächelten freundlich, so als ob sie etwas Angenehmes an ihm entdeckten.

Nach Tisch machten Vater und Sohn ihre Tabackspfeifen zurecht, und die Mutter holte ihre Kunkel und Spindel, und rüstete sich zum Spinnen. Nachdem die Pfeifen an der Oellampe angezündet waren, und man sich wieder gesetzt

hatte, so forderte der Greis den Theodor zur Erzählung seiner Geschichte auf, wenn er aber zu müd wäre, so möchte er es anstehen lassen bis morgen. Dies war dem Jüngling eben recht, denn die Rede hatte ihn schon in seinem Bauch geängstigt, wie ehmals den Elihu, aber die Ehrerbietung für diesen Leuten hatte ihm nicht erlaubt, aus eigenem Trieb ein Wort zu reden.

Mit einem tiefen Seufzer fing der gute Jüngling an: Ich bin von Hillshofen und heiße Theodor Killsberg — die beiden Männer nahmen die Pfeifen aus dem Mund, und starrten den Erzähler an, die Mutter saß da, wie eine Bildsäule, die Spindel in der Rechten und den Hanf in der Linken, und bohrte mit ihren Sternenaugen Theodor ins Angesicht.

Dieser erschrack und schwieg.

Allmählig nahten sich die Pfeifen wieder dem Mund, die Spindel wurde gedreht, und der Hanf gezupft.

Nun weiter! sagte jeder.

Theodor fuhr fort: Mein Vater war herrschaftlicher Pachter auf dem dortigen großen Domainengut, und meine Mutter war die Tochter sehr frommer Eltern, die sich auf einem kleinen Gütchen in Hillshofen ehrlich nährten. Mein Vater war sehr gottesfürchtig, und da meine Großeltern öfters erbauliche Zusammenkünfte in ihrem Haus hielten, so ging mein Vater oft dahin;

da hatte er meine Mutter kennen lernen, und sie geheurathet.

Der Pachter zu Hillshofen hat den Amtmannstitel, und die Gerichtsbarkeit über das ganze Dorf, deswegen muß er sich einen Rechtsgelehrten halten, der Gerichtsverwalter genannt wird. Mein Vater hatte einen alten braven Mann, der hieß Gotthold, und der alte selige Fürst hatte ihm den Rathstitel gegeben, weil er so außerordentlich treu, und rechtschaffen war.

Als ich zwei Jahr alt war, so starb der alte Fürst, sein Bruder Prinz Johann wurde Vormund des jungen Prinzen, und bekam auch die Regierung, die er aber dem geheimen Rath von Wildhausen übertrug, dann den Prinzen mit seinem Hofmeister, dem Baron Tellsburg auf Reisen schickte, er selbst aber ging nach Paris, wo er auch noch ist; bald nachher starb mein Vater, als ich ungefähr drittehalb Jahr alt war. Als die Trauerzeit vorbei war, so fand sich ein schöner junger Mann ein, der ein ansehnliches Vermögen hatte, und meiner Mutter einen hohen Grad von Frömmigkeit vorheuchelte. Er besuchte auch die Versammlungen bei meinen Großeltern, und betrog sie alle, bis er meine Mutter geheurathet hatte. Jetzt zeigte er, wer er war; der ehrliche Rath Gotthold wurde zur Ruhe gesetzt, er lebte aber nicht lange mehr, sondern er starb bald; an seine Stelle kam ein junger Mensch,

der weder Himmel noch Hölle glaubte, und man sagt, daß er ein unehelicher Sohn vom geheimen Rath Wildhausen sey, bei dem er auch alles galt. Jetzt fieng nun der Jammer in Hillshofen an. Das Erste, was der neue Gerichtsverwalter vornahm, war, daß er meine Großeltern wegjagte, weil sie verbotene Zusammenkünfte hielten, in welchen allerhand unerlaubte Sachen vorgingen; da halfen keine Entschuldigungen, keine Zeugen, und keine Beweise, genug sie waren meinem Stiefvater und seinem Freund Gerichtsverwalter ein Dorn in den Augen, sie mußten ihr Gütchen verkaufen, und das Land meiden; sie duldeten alles christlich, und zogen dann nach Amerika. Seit der Zeit haben wir nichts mehr von ihnen gehört.

Die Leiden meiner Mutter stiegen nun aufs höchste, ich war nächst Gott ihr einiger Trost; sie betete täglich ein paarmal auf den Knieen, mit mir und für mich. Meinen Stiefvater bekam ich selten zu sehen, weil er mich immer entweder mit Worten oder mit der That mishandelte, so oft er mich sahe. Ich war also den ganzen Tag in der Schule und der Pfarrer, ein recht guter braver Mann, den mein seliger Vater noch dahin berufen hatte, tröstete mich oft, wenn meine Leiden zu schwer wurden. Endlich vor einem Jahr stiegen sie auf die höchste Stufe: Meine Mutter erlag endlich unter dem schweren Druck; sie starb aus Kummer, der ihr eine Auszehrung zugezogen hatte, und sobald

es nur eben anging, holte er eine alte Kammerjungfer der Frauen Geheimen Räthin von Wildhausen, und heurathete sie. Ihr könnt nun denken, was ich seit der Zeit ausgestanden habe.— Wegschicken konnten sie mich nicht, daher mußte ich Knechtsdienste thun; man bürdete mir Arbeiten auf, die meine Kräfte überstiegen, und hoffte, ich würde endlich weglaufen, ich bekam nur halb satt, und schlecht zu essen, und eben so knapp ging es mir mit den Kleidern.

Vor etlichen Tagen aber schickte mich mein Stiefvater in sein Zimmer, um aus seinem Schreibpult ein Papier zu holen. Dies that ich Vormittags, am Nachmittag aber entstand ein Lärmen im Haus, es seyen hundert Gulden aus der Casse gestohlen worden. Jetzt merkte ich, was man im Sinn habe, mit Weinen und Schluchzen lief ich zum Pfarrer; dieser rieth mir, mich alsofort aus dem Land zu machen, sonst sey ich verlohren; ich würde zwar dadurch von aller Welt für schuldig gehalten, allein das wäre für jetzt das geringere Uebel, meine Unschuld würde gewiß an den Tag kommen; Steckbriefe würde man mir nicht nachschicken: denn man würde froh seyn, wenn man meiner los wäre. Ich lief also gleich fort. Der Pfarrer gab mir ein paar Batzen, er ist selber arm. Die hab ich in verwichener Nacht verzehrt; heut hab ich den ganzen Tag gelaufen ohne etwas zu essen und zu trinken; Kleider hab ich

keine, als was ich auf dem Leib trage; was das nun geben soll, das weiß Gott allein, der mich ja nicht verlassen wird.

Der alte Jakob, nahm die Pfeife aus dem Mund, und sprach mit zutraulicher Rührung zu seinem Sohn: Thomas! du nimmst ihn morgen mit in den Wald! du lässest ihn die leichtere Arbeit verrichten, Bäume und Aeste ausschneideln, und dergleichen. Er bleibt bei uns, bis wir sehen, was der Herr mit ihm vor hat. Die alte Elisabeth fügte noch hinzu: für Hember und Kleider werde ich sorgen; sey du vergnügt Theodor und traue auf Gott.

Nun waren die Pfeifen geraucht, und an den Schuhen ausgeklopft. Thomas stund auf, und ging bei eine große hölzerne Uhr, die an der Wand hing, an welcher er ein Stiftchen drückte, worauf sie leise zu rasseln anfing, und nun einen vortrefflichen Choral vierstimmig flötete, den dann die drei mit einem schönen Abend- Dank- und Gebetlied begleiteten; und dann betete der Alte auf den Knieen, mit solcher Inbrunst, daß man glaubte die Annäherung glänzender Thronfürsten des Himmels zu ahnen.

Die Uhr hatte Thomas in den langen Winterabenden selbst gedrechselt und geschnitzelt.

Theodor befand sich im Vorhof des Himmels. Er gewöhnte sich in diese Einöde, und bekümmerte sich um die ganze Welt nicht mehr. Die Religion glänzte hier in ihrer Urschönheit,

wie die Sonne am schönsten und heitersten Frühlings-Morgen. Er saß in ihren Strahlen, sonnte und wärmte sich, und athmete die aus dem ewigeu Osten herüberfächelnde Lebensdüfte mit vollen Zügen ein.

Ein halbes Jahr hatte er bei diesen himmlischen Einsiedlern zugebracht, als er an einem Abend mit seinem Freunde Thomas, bei ihrer Heimkunft, einen Herrn bei dem alten Vater antraf, der mit diesem in einem vertrauten erbaulichen Gespräch begriffen war, welches aber bei der Ankunft der beiden Holzmacher aufhörte. Thomas grüßte den Fremden mit Händedruck ganz zutraulich und bekannt; der fremde-Herr blieb die Nacht da. Es fielen Gespräche vor, den gegenwärtigen und den künftigen Zustand des Reichs Gottes betreffend, die dem jungen Theodor durch Mark und Bein drungen; allen fünfen kam diese Nacht kein Schlaf in die Augen, und als am Morgen der Tag grauete, so spielte die Uhr die schöne Melodie des Lieds: Wie wohl ist mir o Freund der Seelen, wenn ich in Deiner Liebe ruh! alle fünfe sungen das Lied dazu, beteten dann miteinander, während dem Theodor etwas bemerkte, das in ihm eine ahnende Erwartung weckte.

Der Fremde nahm nun Abschied, er war ein reicher Mennonit aus Holland, der einen grossen Holzhandel hatte, auf welchen seine jetzige Reise auch Bezug hatte.

Thomas und Theodor gingen nun wieder in den Wald an ihre Arbeit, als sie aber des Abends wieder kamen, so rief der alte Jakob Theodorn zu sich unter die Linde, und sprach: setze dich zu mir, mein Sohn! Theodor gehorchte; nun fuhr der Patriarch fort: du kannst hier dein ganzes Leben nicht zubringen; du bist jung und Gott hat dir schöne Gaben anvertraut, mit denen du auch in der Welt wuchern mußt; der Herr van der Horst, der verwichene Nacht hier war, will dich in seine Dienste nehmen, er ist ein reicher großer Kaufmann, der mit Holz handelt, und mit Frau und Kindern von Herzen Gott fürchtet, da bist du wohl aufgehoben; wir werden dann hernach weiter sehen, was der liebe Gott mit dir vor hat. Mutter Elisabeth hat für die nöthigen Kleider gesorgt, morgen bringt dich mein Thomas nach Geißhübel. Dort ist Freund van der Horst, der dich in Empfang nehmen, und dein Vater seyn wird.

Diese Aussichten und dieser Antrag überstieg alle Erwartungen des guten frommen Jünglings; denn so gern er auch bei diesen lieben Menschen war, so fühlte er doch eine geheime Ahnung in sich, daß ihm diese einförmige Lebensart endlich lästig werden, und er sich nach einem größern und wohlthätigern Wirkungskreis sehnen würde. Er dankte also dem alten Jakob für seine vä-

terliche Fürsorge und versprach ihm, unter Gottes Beistand Freude zu machen.

Den folgenden Morgen nahm er also seinen Bündel, den ihm Mutter Elisabeth schon gepackt hatte, die beiden Alten segneten ihn, und so ging er weinend und doch froh hinter Thomas her, der ihn nach Geißhübel, wo sie den Mittag ankamen, begleitete. Van der Horst empfing unsern Theodor väterlich ernst, und freundlich. Mit den Worten aber war er eben so sparsam, wie Jakob, Elisabeth und Thomas; dies war nun der Jüngling schon gewohnt, und so bildete er sich auch ganz nach diesem erhabenen Beispiel.

Immanuel van der Horst wohnte auf einem Landgut an der Yssel in Holland, Vreedenshoope genannt; es bestund aus einem hübschen geräumlichen Wohnhaus, ein paar großen Windmühlen, auf denen die großen Bäume, welche den Rhein herab, dann auf der Yssel dahin geflößt wurden, zu Dielen, Brettern, Latten, Zimmer- und Schiffbauholz geschnitten wurden, und dann aus einigen Häusern, worinnen die Arbeitsleute wohnten; welche alle sehr fromme Mennoniten waren, und eine kleine Gemeine bildeten, deren Vorsteher und Lehrer van der Horst selbst war. Dieser hatte mit seiner Frauen zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, welche beide ungefähr von Theodors Alter waren; David mochte etwas

älter, Sarah aber ein paar Jahr jünger seyn. Mit dem einförmigen, aber himmlischen Leben welches Theodor hier verlebte, mag ich meine Zuhörer nicht aufhalten; er bildete sich hier zu einem Christen im erhabenen Sinn des Worts; und da es ihm an Talenten nicht fehlte, so verschaffte er sich auch nützliche Kennisse aller Art, so daß er zu einem Mann erreifte, den der Herr als ein sehr nützliches Werkzeug zur Menschenbeglückung brauchen konnte. Mit David und Sarah lebte er brüderlich: denn der Vater wollte durchaus keinen Unterschied zwischen ihnen dulden. Er bekam die nothdürftige Kleidung und Wäsche im Ueberfluß, und monatlich ein hübsches Taschengeld, welches er aber zum Wohlthun verwendete. Von einem Jahrgehalt war hier die Rede nicht. Mit den alten Einsiedlersleuten blieb er in Verbindung, indem er mit dem Thomas eine vertraute Correspondenz führte.

Theodor mochte etwa drei Jahr zu Breedenshoope gewesen seyn, als ihm Thomas schrieb, er möchte schleunig nach Haus kommen, der junge Fürst sey wiedergekommen, habe die Regierung angetreten, und eine Commission niedergesetzt, welche die bisherige Verwaltung des Ministers von Wildhausen untersucht und solche Verbrechen entdeckt habe, die den Fürsten bewogen hätten, ihn mit lebenslänglicher Gefangenschaft zu bestrafen. Seine Stiefeltern seyen ebenfalls gefangen, und ihr gottloser Gerichtsverwal-

ter sitze in Ketten und Banden. Nun sey noch verschiedenes zu berichtigen, wobei seine Gegenwart durchaus erfordert werde. Theodor berathschlagte sich mit seinem Prinzipal und dessen Familie, welche alle die Reise für nöthig hielten, aber auch sehr wünschten, daß er sich zu Haus durch nichts fesseln lassen, sondern so bald als möglich wieder zu ihnen kommen möchte. Theodor antwortete: Irrdische Vortheile können mich nicht von Ihnen trennen, wohl aber die Erfüllung höherer Pflichten, deren ich aber jetzt keine errathen könnte. Nun machte er sich reisefertig, und begab sich auf den Weg. Während unser Theodor reist, muß ich erzählen, was im Fürstenthum Stralenburg und zu Hillshofen vorgegangen war. Prinz Johann war in Paris, und bekümmerte sich um die Regierung gar nicht, dem geheimen Rath von Wildhausen war alles überlassen; dieser gewissenlose Wollüstling hatte also keinen andern Zweck, als seine Lüste zu befriedigen, seine Familie empor zu bringen, und zu bereichern.

Den Baron Tellsburg hatte der alte fromme Fürst seinem Sohn Christian zum Führer und Hofmeister gegeben, weil er ein wahrer Christ und in der Staatskunde äußerst erfahren war. Da er nun oft zu Hillshofen gewesen war, und den alten Jakob Kernmann wohl gekannt, und auch seinen häuslichen Erbauungsstunden oft mit Segen beigewohnt hatte,

so hatte er ein unumschränktes Zutrauen zu ihm; als er daher mit dem Erbprinzen auf Reisen ging, so verabredete er mit Kernmann, daß er ihm von Zeit zu Zeit schreiben möchte, wie es im Lande zuging, und da die Reise über Holland nach England ging, so schlug Kernmann den Mennoniten van der Horst vor, an den beide ihre Briefe couvertiren wollten. Als nun Kernmann von Hillshofen vertrieben wurde, und sein Gütchen verkaufte, so sagte er niemand, was er vor habe; da nun damals viele Leute nach Amerika zogen, so urtheilte man von ihm auch nicht anders; er ließ die Leute in dem Wahn, und zog in die benachbarte Grafschaft Wüstenhagen, wo er sich in der abgelegensten Gegend der Waldung die Einsiedelei einrichtete, die wir aus dieser Geschichte schon kennen.

Tellsburg wußte also alles haarklein, was im Land vorgegangen war, und hatte auch den Fürsten vor dem Antritt seiner Regierung davon unterrichtet, daher konnte nun auch die Commission in allen Punkten gar leicht aufs Reine kommen.

Theodor beschloß zuerst die liebe Einsiedelei zu besuchen, weil sie nicht weit aus dem Wege lag, und weil es auch der alte Jakob verlangt hatte. So wie er am Abend da ankam, eilten ihm alle drei, nicht mehr geheimnißvoll, sondern offen und heiter entgegen; Jakob kam mit

offenen Armen, und sagte: komm an mein Herz, ich bin dein Großvater Jakob Kernmann; Theodor staunte, und konnte kein Wort sagen; dann riß ihn auch die alte Elisabeth in ihre Arme, und sagte: bist du nun nicht mein Engel? und segnet der Herr die paar Brode und zween Fische nicht reichlich? endlich umarmte ihn auch der Oheim Thomas mit wenigen Worten, und vielen Thränen.

Des andern Morgens gab der Großvater seinem Enkelsohn einen Brief an den Herrn von Tellsburg mit, der nun Minister war, und sagte: Gott sey mit dir! rathen kann ich dir nicht, gieb nur immer auf dein Herz acht, bleib betend im Andenken an den Herrn, so wird dir in jedem Augenblicke klar werden, was sein Wille ist.

Dem Theodor war diese Uebung nicht fremd; er nahm Abschied von seinen Verwandten, und reiste nun mit ganz andern Empfindungen in sein Vaterland, als diejenige waren, mit denen er ehemals heraus ging; er fand die ganze Natur viel schöner als damals. Er ging gerade zu nach Stralenburg. Der Minister empfing ihn als einen Freund, und als er den Brief gelesen hatte, so sagte er: Freund Killsberg Sie logiren bei mir, so lang Sie hier sind. Dann erzählte er ihm, wie die Sachen zu Hillshofen stunden. Seine Stiefeltern waren der Herrschaft die Pacht von mehrern Jahren schul-

dig, und an Theodor hatten sie dreitausend Gulden zu bezahlen. Man hatte all ihr Eigenthum an den Meistbietenden verkauft, und doch nicht den vierten Theil der Schulden damit tilgen konnen. Nun fügte der Minister noch hinzu: der Fürst werde ihm, dem Theodor, die Hälfte von dem Erlöß baar bezahlen: denn er verlange keinen Vorzug vor andern Creditoren, und am wenigsten vor ihm.

Theodor antwortete: ich schenke meinen Stiefeltern die ganze Schuld, und verlange keinen Heller von ihnen. Seiner Durchlaucht danke ich ebenfalls für solche gnädige Gesinnung, ich werde nichts von dem Geld annehmen.

Tellsburg erwiederte: man hat aus dem Verkauf tausend Gulden gelößt; fünfhundert müssen Sie annehmen; eine abschlägige Antwort würde dem Fürsten mißfallen. Theodor schwieg, das Geld wurde ihm ausbezahlt.

Nun war die Rede von der Uebernahme der Pachtung der Demaine Hillshofen, auf welche Theodor vermöge alter Verträge Anspruch machen konnte. Hierüber erklärte sich der edle Jüngling folgendergestalt: Ich übertrage mein Recht an diese Pachtung an meinen Oheim Thomas Kernmann. Er hat nur ein Gut, das er als Caution stellen kann, und das ist kluge Wirthschaft, und unerschütterliche Rechtschaffenheit; wenn Ihro Excellenz damit zufrieden sind, so ist der Pachtkontrakt bald geschlossen.

Dem

Dem Minister drangen die Thränen in die Augen; Sie sind ein Engel, Killsberg! rief er. — Der Fürst wird sich an Edelmuth nicht ubertreffen lassen. Auf der Stelle gab der Minister Befehl, daß der Contract ausgefertigt würde, das Pachtquantum blieb beim Alten. Diesen Contract überreichte Tellsburg dem Fürsten, und erzählte ihm dabei, was für eine edle Seele jetzt unter seinem Dach lebte. Der Fürst unterschrieb den Contract, und ließ dann Theodor zu sich kommen, den er mit den gnädigsten Ausdrücken bewillkommte, und ihn dann aufforderte, in seine Dienste zu treten. Hierauf antwortete Theodor: ich danke Ew. Durchlaucht für das gnädigste Zutrauen; ich suche jeden Augenblick dem Willen Gottes gemäß zu handeln, und kümmere mich um die Zukunft nicht; wird mich nun die erhabene Vorsehung in Ew. Durchlaucht Dienste führen, so werde ich willig folgen, nur jetzt ist das der Fall noch nicht. Die bescheidene Würde, mit welcher Theodor sprach, respektirte der Fürst, er drückte ihm die Hand und entließ ihn.

Von Stralenburg begab sich nun Theodor nach Hillshofen, wo seine Stiefeltern nebst ihrem saubern Gerichtshalter gefangen saßen; er kehrte bei seinem lieben alten Freund, dem Pfarrer Grünenthal ein, der ihn mit Freudenthränen und öfterer Umarmung empfing. Nun erkundigte er sich zuerst nach den Gefangenen, und erfuhr, daß sie blos der Schulden wegen ge-

fangen säßen, was aber den guten Jüngling bis zu den Thränen freute, war, daß ihm der Prediger versicherte: beide hätten sich im Gefängniß gründlich bekehrt. Nun verlangte sie Theodor zu sehen und zu sprechen, er bat also den Pfarrer, er möchte vorher zu ihnen gehen, und sie auf den Besuch vorbereiten; dann gab er ihm die fünfhundert Gulden, die er vom Fürsten empfangen hatte, und bat ihn, die Eltern damit zu unterstützen, damit es ihnen am Nöthigen nicht fehlen möchte. Dem Pfarrer war die Last der Empfindung beinah zu schwer, er konnte kein Wort sagen, sondern nur weinen, und so lief er fort zu den Gefangenen. Beide krümmten sich im Staube; das Gefühl ihrer Sünden, und ihrer Unwürdigkeit preßte ihnen blutige Thränen aus, als ihnen der Pfarrer alles erzählte; er mußte alsofort den Theodor holen — den Auftritt vermag ich nicht zu schildern. Es war ein Ringen der Demuth und der Liebe — ein Kampf, der die Seligkeit der Engel erhöht, und in welchem der Sieger den Besiegten, und dieser auch jenen krönt.

Bei dem Abschied sagte Theodor: seyd getrost, liebe Eltern! bleibt auf dem Buß- und Verläugnungsweg, den ihr betreten habt, und kämpft redlich, ich werde suchen Euch zu befreien, und dann auch weiter sorgen. Beide fielen auf dem kalten Pflaster aufs Angesicht, und verstummten. Theodor riß sich los, und eilte wieder nach Stralenburg zum Minister, dem er er-

zählte, wie er seine Eltern gefunden hätte, und nun schüchtern und schamroth fragte: ob ihnen der Fürst wohl auf seine Bürgschaft die Freiheit schenken würde? Der Minister lächelte und erwiederte: Ich zweifele nicht daran, denn Sie können ja die nämliche Caution stellen, wie Ihr Oheim Thomas? Theodor lächelte auch mit einer tiefen Verbeugung und schwieg. Kurz, auch dieser Punkt wurde ausgemacht und bewilligt, und seine Eltern in Freiheit gesetzt. Diesen war nun zu Muth wie dem verlohrnen Sohn, als ihm sein Vater entgegen lief, und ihn in seinen Lumpen ans Herz drückte.

Theodor eilte nun wieder zu seiner Einsiedelei, wo er den Abend spät ankam, eben als seine Großeltern und Thomas sich zum Abendessen rüsteten. Er erzählte ihnen überhaupt seine Reisegeschichte; nach Tisch aber überreichte er seinem Oheim den Pachtcontract, mit den Worten: Leset diesen Brief, und erlaubt mir daß ich mich zu Bett lege, ich bin müde, gute Nacht! — Thomas las — Staunen, Bewunderung, Anbetung, Dank und Hallelujah strömte aus jedem Munde, die Empfindung wollte sie hinreißen zum Bette des edlen Jünglings, aber sie enthielten sich und respektirten seine bescheidene Abwesenheit. Des Morgens früh aber hielt sich Elisabeth nicht mehr, sie eilte an Theodors Bette, umarmte und küßte ihn unzähligemal und sagte: hatte ich nun unrecht, als ich dich ei-

nen Engel nannte, den wir beherbergen würden? Theodor antwortete: liebe Großmutter! ich bitte Euch, verschont mich! ich bin noch nicht stark genug, Lob zu ertragen; Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich meinen Lohn jetzt schon dahin nehmen soll! — Elisabeth schwieg und ging; ihrem Mann und Sohn sagte sie Theodors Antwort, die nun auch ihre Maaßregeln darnach nahmen.

Als Theodor in die Stube trat, so kam ihm der alte Jakob entgegen, und sprach mit Thränen in den Augen: Theodor, du sollst deinen Lohn nicht dahin nehmen, aber ich will den großen Vergelter bitten, daß Er ihn dir im Himmel und auf Erden vervielfältigen soll. Thomas aber drückte ihm die Hand und sagte: Nun Vetter, gieb mir Aufträge, was willst du, das ich thun soll? Theodor antwortete: daß Ihr nur Euerem Verstand und Herzen in Befolgung des Willens Gottes treu bleibt, und wenn ich bitten darf, meinen armen bußfertigen Eltern dieses Euer Häuschen und Gütchen überlaßt. Das sollen sie haben, sagte der alte Jakob. Theodor fuhr fort: aber Eins fällt mir bei, liebe Großeltern! wenn mein Oheim die Pachtung nun antritt, so muß er doch Geld in der Hand haben, und sich noch vieles an Hausrath, Schiff und Geschirr anschaffen, auch dafür muß ich noch sorgen — Nein! versetzte der Großvater, dafür brauchst du nicht zu sorgen, dafür ist gesorgt. Nun bereitete sich

Theodor wieder zur Reise nach Holland, die er den folgenden Morgen antrat.

Wenn ein Kämpfer gesiegt, oder ein großer General eine entscheidende Schlacht gewonnen hat, so freut er sich; aber diese Freude kommt derjenigen nicht bei, die der wahre Christ genießt, wenn ihm eine edle That gelungen ist. Theodors Empfindungen waren Vorgefühle der Seligkeit; es war ihm, als ob ihn Mahanaim (1 Mos. 32.) begleiteten. Man freut sich da nicht seiner eigenen Wirksamkeit, sondern daß uns der Herr würdigt, ein Werkzeug des Segens in seiner Hand zu seyn.

Gesund und vergnügt kam Theodor zu Vreedenshoope wieder an, und er wurde von allen Vieren wie ein geliebter Sohn und Bruder empfangen, und in den Schoos der Liebe und Freundschaft wieder aufgenommen. Nun mußte er seine Geschichte erzählen, welches er mit der gehörigen Bescheidenheit that, so daß er so viel möglich das verschwieg, was ihn hätte der Eitelkeit verdächtig machen können. Van der Horst war aber klug und erfahren genug, und er kannte Theodor hinlänglich, um das Uebrige zu errathen. Nach Endigung der Erzählung fing er an: Du bist also dem Fürsten für die Schulden deines Vaters Bürge geworden, wie hoch belaufen sie sich? Theodor antwortete: Sechstausend Gulden. — Woher willst du die nehmen? fuhr van der Horst fort. Der edle Jüngling versetzte: ich be-

zahle einstweilen die Interessen von meinem Taschengeld, bis mir der Herr zum Capital verhilft, und das wird er thun, so bald es nöthig ist, denn ich hab' mich nicht aus Leichtsinn, sondern im Glauben und Vertrauen auf ihn verbürgt. Gut! erwiederte der Vater, ich will dir einstweilen die Summe vorschießen, so lang bis dir der Herr dazu verhilft. Theodor dankte mit Thränen, und der edle Mann schickte nun das Geld in Wechseln an den Minister von Tellsburg. Der Fürst, durch so viel Edelmuth von allen Seiten gerührt, schenkte diese Summe dem Armenhaus zu Stralenburg.

Theodor lebte und wirkte nun in dem van der Horstischen Hause im Segen fort; zu Zeiten machte er Reisen nach England, Frankreich, und ins nördliche Teutschland, auch einmal nach Amerika, und so nahm er an Welt- und Menschenkenntniß, aber auch im innern Wachsthum an Gnade und Wahrheit zu.

Endlich, nachdem er sechs Jahre in diesem Verhältniß verlebt hatte, ließ ihn van der Horst zu sich in sein Cabinet kommen, tief gerührt sprach er: setze dich zu mir, mein Sohn! Mit gespannter Erwartung setzte sich Theodor neben ihn. Nun fuhr der Vater fort: Ich und meine Frau kränkeln schon lange an Geschwüren in den innern edlen Theilen des Körpers, und wir müssen täglich gewärtig seyn, daß uns der Herr abruft, ich muß dir also sagen, was ich in Ansehung deiner

beschlossen habe; du hast mir treu gedient, und dich wie ein Kind in Haus und Handlung betragen; du bist ein Christ, und mit uns einstimmig, ich nehme dich also für mein drittes Kind an; du hast von nun an in allen Stücken gleiche Rechte mit meinen beiden Kindern. Diese und meine Frau freuen sich dieses Entschlusses, und du wirst auch hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben.

Theodor staunte, so etwas hatte er nicht erwartet; Thränen des Danks flossen seine Wangen herab. Er wollte reden, fand aber keine Worte.

Immanuel fuhr fort: wenn du heurathen willst, so wähle dir eine Jungfrau, die zu uns paßt; mein Sohn ist kränklich, und wird nie heurathen.

Theodor ermannte sich. — „Darf ich wählen wie und wo ich will?"

Das darfst du allerdings!

„Nun so wähle ich diejenige, die am allerbesten zu uns paßt."

Ich verstehe dich, Theodor; aber kennst du Sarah's Gesinnung über diesen Punkt?

„Ich kenne Sarah als eine weitgeförderte Christin; und in diesem Verhältniß darf kein Gedanke der Art im Herzen aufkeimen, vielweniger sich über die Zunge wagen.

Vortrefflich! nun so werde ich den Gedanken wecken und herauslocken.

Theodor hatte nichts nöthigers zu thun, als ins Kämmerlein zu eilen, wo man die Thür hinter sich zuschließt. Vater van der Horst aber ging zu seiner Tochter:

Sarah! ich komme jetzt nicht als Vater, sondern als rathgebender Freund. Ein edler frommer junger Mann wird um dein Herz und deine Hand bitten. Erröthend schlug Sarah die Augen nieder:

„Ist der junge Mann so beschaffen, daß ihn meine Eltern als ihr eigen Kind lieben können?"

Er ist schon unser eigen Kind, und wird herzlich geliebt.

„Ich verstehe Sie, lieber Vater! nun so geschehe dann der Wille Gottes."

Die Eltern freuten sich dieser schönen Verbindung, und beide junge Leute auch.

Haushaltung und Handlung wurden nun, wie bisher fortgesetzt.

Die beiden Eltern kränkelten noch ein Jahr lang, dann gingen beide bald nacheinander in ihr wahres Vaterland hinüber, und ein Vierteljahr hernach folgte ihnen auch ihr Sohn.

Theodor und Sarah waren nun die Erben eines ansehnlichen Vermögens, und sie verbanden sich vor dem Herrn, daß sie es ganz zu seiner Ehre, und zu seiner Verherrlichung anwenden wollten. Nun wurde die Handlung aufgegeben, und Vreedenshoope verkauft; alles wurde in Capitalien verwandelt, und vor der Hand in der Amsterdamer Bank niedergelegt. Dann zogen beide nach Hillshofen, wo sie einstweilen bei dem Oheim Thomas einzogen, und in die Kost gingen, bis sie sich eine eigene Wohnung verschafft haben würden.

Das Erste was nun Theodor vornahm, war, daß er nach Stralenburg zum Für-

sten und seinem Minister ging, um ihnen seine Wohlthätigkeitsplane zur Genehmigung vorzulegen. Alles wurde mit hoher Freude aufgenommen, und Theodor mit Gnadenbezeugungen überhäuft. Ehrentitel, Orden und Aemter schlug er aus, und begnügte sich blos mit seinem ehrlichen Namen.

Es würde langweilig seyn, alle edle Anstalten und Handlungen dieses Ehepaars ohne Gleichen, der Länge nach zu beschreiben: sie bezogen sich alle auf Versorgung der Armen, der Pfarrer- und Schullehrerswittwen; auf Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens, und endlich auf die Ausführung ihrer Lieblingsidee, nämlich zwei Erziehungsinstitute, eins für Knaben, und das andere für Mädchen zu stiften; in beiden sollte die wahre praktische Christusreligion der Grund seyn, auf welchen alle übrige nützliche Kenntnisse gebaut werden sollten. Dies alles wurde nun auch nach Wunsch ausgeführt; Theodor dirigirte das Knaben- und Sarah das Mädchen-Institut, und beide befanden sich in Stralenburg in zweien verschiedenen Häusern; wo auch sie selbst in einem schönen herrschaftlichen Hause wohnten, das ihnen der Fürst geschenkt, und gleichsam aus Dankbarkeit aufgedrungen hatte.

Beide Lieben und Geliebten lebten in diesem ihrem Element gesegnet und vergnügt; sie wurden oft an Hof gebeten, und der Fürst besuchte sie oft in ihren Anstalten; doch auch hier zeigte sich das Unvollkommene aller irrdischen Glückseligkeit: der Fürst bekam die Blattern und starb. Der Minister legte seine Aemter nieder, und ging auf seine Güter. Prinz Johann kam und trat die Regierung an. Wildhausen wurde wieder Minister und der ungerechte Gerichtshalter kam zu Ehren.

Unter diesen Umständen hatten Theodor und Sarah viel zu fürchten, aber sie verließen sich auf Gott, und fürchteten sich nicht; und da dem neuen Fürsten umständlich berichtet wurde, was Theodor und seine Frau geleistet hatten, so nahm er sie in seinen besondern Schutz. Auch er besuchte ihre Anstalten, bei welcher Gelegenheit ihm Theodor die wichtigsten Wahrheiten der Religion und Staatskunde warm ans Herz legte. Von dem allem hatte er in seinem Leben und sogar in Paris, gar nichts gehört, daher ergriff ihn das Alles so, daß er ordentlich bei Theodor in die Schule ging, ganz ein anderer Mensch und ein vortrefflicher Regent wurde. Jetzt wurde Wildhausen wieder zur Ruhe gesetzt, seine Creaturen entfernt und Tellsburg wieder Minister. So ging also alles seinen gesegneten Gang ohne Aufenthalt fort.

Es wird mehr Freude im Himmel seyn über einen Sünder der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Diese Wahrheit fühlte jetzt das ganze Land; alle Unterthanen hatten gezittert, als Prinz Johann Fürst wurde, und nun freute sich jeder noch vielmehr, als er fand, daß seine Furcht ungegründet gewesen.

In diesem vergnügten und gesegneten Zustand lebten Theodor und Sarah eine Reihe von Jahren, und ihre Ehe wurde nicht mit Kindern gesegnet, so daß sie also für diese nicht zu sorgen brauchten.

Einstmals wurden beide zur fürstlichen Tafel geladen, welches nicht selten geschahe. Während dem Essen überfiel ihn eine sonderbare Traurigkeit; es war ihm genau zu Muth, wie einem, der einem großen Glück in seinem Vaterland entgegen gehen, und von sehr lieben Freunden Ab-

schied nehmen soll. Sarah saß gegen ihm über, sie schaute ihn oft seelenvoll an, er sie auch, und er bemerkte Thränen in ihren Augen. Als sie nach der Tafel nach Haus gingen, erklärten sie sich gegeneinander, und fanden nun, daß ihre Empfindungen einerlei waren; zu Haus geriethen sie bei dieser Gelegenheit in himmlische Gespräche, und es wurde ihnen innig wohl.

Gegen acht Uhr des Abends kam ein Bedienter aus dem Schloß, brachte eine Empfehlung von dem Fürsten mit der Einladung, sie möchten ihm beide das Vergnügen machen, nnd morgen mit ihm nach der Erichsburg fahren, die Frau von Tellsburg führe auch mit. Beide mußten dies Anerbieten annehmen, ob es ihnen gleich nicht ganz recht war; doch glaubten sie, es könne ihnen zur Aufheiterung dienen; sie sagten also dem Bedienten zu.

Des folgenden Tags um 11 Uhr wurde die Lustreise angetreten. Die Erichsburg war ein uraltes zum Theil schon ruinirtes Schloß, das auf einer Höhe lag, von der man eine unvergleichliche Aussicht hatte; es war drei Stunden von Stralenburg entfernt. Es wurde Essen dahin gebracht, weil man auf dem alten Rittersaal speisen wollte. Nach der Tafel stunde der Fürst mitten im Saal, und sprach mit dem Minister von Tellsburg; Theodor aber unterhielt sich am Fenster mit den beiden Damen von der schönen Aussicht; auf einmal bemerkte er ein Krachen oben in der Zimmerdecke und es rieselte Korn herab. Flugs sprung er hin, stieß den Fürsten mit den Worten: Fort! Fort! vorwärts gegen die Thür. Er und der Minister liefen instinctmäßig hinaus. Theodor wendete sich um auch die Damen noch zu retten, aber die Decke stürzte ein, und erschlug Theo-

dor, Sarah, und die Frau von Tellsburg; ein Fruchtspeicher über dem Saal war die Ursache dieses Unglücks.

Der Fürst und der Minister waren untröstlich, man räumte den Einsturz weg, und fand alle drei todt. Theodor und Sarah hatten sich vest umschlungen, und der Fürst befahl, daß man die Körper nicht trennen, auch nicht auskleiden, sondern sie so in dieser Attitüde in einen Sarg legen, und begraben sollte. Ihr Leichenbegängniß war feierlich: der Fürst ging voran in Trauerkleidern, das ganze diplomatische Corps und die Bürgerschaft folgten nach. Sie wurden auf den Kirchhof begraben.

Auf ihr Grab ließ der Fürst einen Sarkophag aus schwarzem Marmor mit roth und weißen Streifen setzen, auf demselben stunde die Inschrift mit goldenen Buchstaben:

Hier schlummern dem frohen
Erwachen entgegen
Die Eheleute
Theodor Killsberg und Sarah
gebohrne van der Horst,
Engel des Segens fürs Vaterland
Und
Er Leibes = und Seelenretter seines Fürsten
Johannis von Stralenburg
der ihnen beiden dies von ihm bethränte Denkmal weiht.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jung-Stilling, Johann Heinrich,

Erzählungen

Bd.: 2.

Frankfurt ; Leipzig 1814

P.o.germ. 2055 y-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129429-1